

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Wanderungen durch die Mark Brandenburg

4 Bände

Die Grafschaft Ruppin

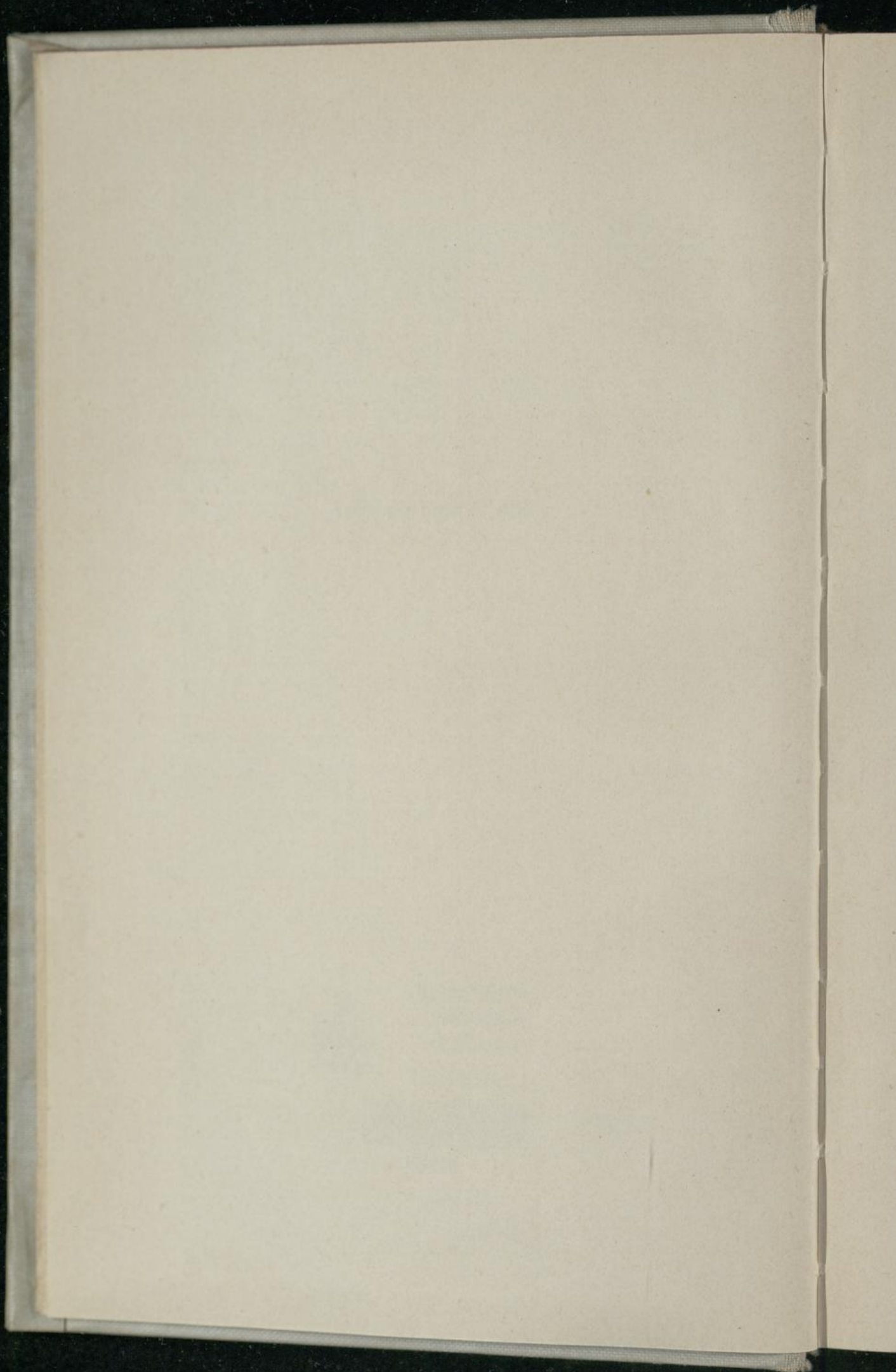
Fontane, Theodor

Naunhof [u.a.], 1940

Am Ruppiner See

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-7007

Am Ruppiner See



Wuſtrau

Da liegen wir zwei beide
Bis zum Appell im Grab.

Der Ruppiner See, der genau die Form eines halben Mondes hat, scheidet sich seinen Ufern nach in zwei sehr verschiedene Hälften. Die nördliche Hälfte ist sandig und unfruchtbar und, die hübsch gelegenen Städte Alt- und Neuruppin abgerechnet, ohne allen malerischen Reiz. Die Südhälfte aber ist theils angebaut, theils bewaldet und seit alten Zeiten her von vier hübschen Dörfern eingefaßt. Das eine dieser Dörfer, Treskow geheißten, war bis vor kurzem ein altes Kammereigut der Stadt Ruppin; die drei andern sind Rittergüter. Ihre Namen sind: Snewkow, Karwe und Wuſtrau. Das erstere tritt aus dem Schilf- und Waldbufer am deutlichsten hervor und ist mit seinem Kirchturm und Bauernhäusern eine besondere Zierde des Sees. Es gehörte seit Jahrhunderten der Familie von Woldeck. Jetzt ist es in andere Hände übergegangen. Der letzte von Woldeck, der das Erbe seiner Väter innehatte, war ein Lebemann und passionierter Tourist. Seine Exzentricitäten hatten ihn in der Umgegend zu einer volkstümlichen Figur gemacht; er hieß kurzweg „der Seebaron“. Das Wort war gut gewählt. Er hatte mit den alten „Seekönigen“ den Wanderzug und die Abenteuer gemein.

Karwe gehört den Knesebecks; Wuſtrau ist berühmt geworden als Wohnsitz des alten Zieten. Sein Sohn, der letzte Zieten aus der Linie Wuſtrau, starb hier 1854 in hohem Alter. Es gibt noch Zietens aus andern Linien der Familie. Überall wo ich im Verlaufe dieses Kapitels vom „letzten Zieten“ spreche, geschieht es in dem Sinne von: der letzte Zieten von Wuſtrau.

Wuſtrau bestand bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts aus drei Rittergütern; nur eines derselben gehörte den Zieten, die beiden andern dem General von Dossow. Wann die Zieten in den theilweisen Besitz von Wuſtrau gelangten, ist nicht mehr sicher festzustellen. Ebensovienig kennt man das Stamngut der Familie. In

der Mark Brandenburg befinden sich neun Ortschaften, die den Namen Zieten, wenn auch in abweichender Schreibart, führen. Als die Hohenzollern ins Land kamen, lagen die meisten Besitzungen dieser Familie bereits in der Grafschaft Ruppin. Hans von Zieten auf Wildberg (damals ein fester und reicher Burgflecken) war geschworener Rat beim letzten Grafen von Ruppin und begleitete diesen auf den Reichstag zu Worms. Die Wildberger Zieten besaßen Langen und Krenklin; andere Zweige der Familie hatten Lögow und Buskow inne und einen Teil von Mezeltin. Die Wustrauer Zieten, scheint es, waren nicht reich; sie litten unter den Nachwehen des Dreißigjährigen Krieges und der Schwedenzeit. Der Vater Hans Joachims lebte noch in sehr beschränkten Verhältnissen. Erst Hans Joachim selbst verstand sich auf Pflug und Wirtschaft fast so gut wie auf Krieg und Säbel und machte 1766 durch Ankauf der beiden Dossowschen Anteile ganz Wustrau zu einem Zietenschen Besitzum. Es blieb bei seinem Sohne, dem letzten Zieten, bis 1854. Dieser ernannte in seinem Testamente einen Schwerin zum Erben. Daß dieser der nächste Verwandte war schien weniger den Ausschlag gegeben zu haben, als die Vorstellung, daß nur ein Schwerin würdig sei, an die Stelle eines Zieten zu treten. Albert Julius von Schwerin, der jetzige Besitzer von Wustrau, wurde 1859 unter dem Namen von Zieten-Schwerin in den Grafenstand erhoben.

Wustrau liegt an der Südspitze des Sees. Der Boden ist fruchtbar, und wo die Fruchtbarkeit aufhört, beginnt das Wustrausche Luch, eine Torfgegend, die an Ergiebigkeit mit den Linumner Gräbereien wetteifert. Das eigentliche Dorf, saubere, von Wohlstand zeugende Bauerhäuser, liegt etwas zurückgezogen vom See; zwischen Dorf und See breitet sich der Park aus, dessen Baumgruppen das etwas hoch gelegene Herrenhaus überragen. Dies Schloß oder Herrenhaus gleicht auf ein Haar den adligen Wohnhäusern, wie sie in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Städten und Dörfern hierzulande gebaut wurden. Unser Pariser Platz zeigt zu beiden Seiten noch ein paar Musterstücke dieser Bauart. Zwei Geschosse (Parterre und Beletage), ein hohes Dach, ein Blitzableiter, zehn Fenster Front, eine Rampe, das Ganze gelb angestrichen und ein Wappen oder Namenszug als einziges Ornament. So ist auch das alte Herrenhaus der Zieten; freilich hat es eine reizende Lage voraus. Vorder- und Hinterfront geben gleich anziehende Bilder.

Jene gestattet landeinwärts einen Blick auf Park, Dorf, Kirche und Kirchhof, ein Überblick, der um so vollständiger ist, als das leis ansteigende Terrain auch das Fernerliegende dem Auge näher rückt. Die Hinterfront hat die Aussicht auf den See.

Wir kommen in einem Boote über diesen letzteren, legen an einer Wasserbrücke an und springen ans Ufer. Ein kurzer Weg, an Parkgrün und blühenden Linden vorbei, führt uns an den gewöhnlichen Eingang des Hauses. Der Flur ist durch eine Glastürenwand in zwei Teile geteilt; die eine Hälfte, nach dem Dorf hinaus, dient als eine Art Empfangshalle und ist mit Bildern und Stichen behängt, darunter der bekannte Kupferstich Chodowieckis: Sieten sitzend vor seinem König. Die andere Hälfte dient als Treppenhaus. Wir steigen die eichene, altmodisch-bequeme Treppe hinauf und treten nun in die nach vornhin gelegene Zimmerreihe ein. Es sind fünf Räume; in der Mitte ein großer vier- oder fünffenstriger Saal, zu beiden Seiten je zwei kleinere Zimmer. Die kleineren Zimmer sind durchaus schmucklos; über den Türen befinden sich Ölbilder, Kopien nach niederländischen Meistern; das ist alles. Das Zimmer rechts vom Saal ist das Sterbezimmer des letzten Sieten. Der historische „alte Sieten“ starb in Berlin und zwar in einem jetzt umgebauten Hause in der Kochstraße, das dem Friedrich-Wilhelms-Gymnasium schräg gegenüber liegt.

Das Zimmer links vom Saal heißt das Königszimmer, seitdem Friedrich Wilhelm IV., etwa in der Mitte der vierziger Jahre, die Grafschaft Ruppin durchreiste und in Wustrau und Köpernik, wo damals noch die siebzigjährige Marquise La Roche Aymon lebte, einen längeren Besuch machte.

Der große Saal ist die eigentliche Sehenswürdigkeit des Hauses. Alles erinnert hier an den Helden, der diese Stätte berühmt gemacht hat. Eine Kolossalvase in der Mitte des Saales zeigt auf ihrer Rückseite die Abbildung des Sietendenkmals auf dem Wilhelmsplatz; rundumher aber, an den Wänden entlang, gruppieren sich Porträts und Büsten der allermännigfachsten Art. Unter den Skulpturen bemerken wir zunächst zwei Büsten des „alten Sieten“ selbst. Sie stehen in Wandnischen auf hohen Postamenten von einfacher aber gefälliger Form. Die eine Büste, ein Gipsmodell vom berühmten Bildhauer Tassaert, ist ein großes Wertstück, durchaus Porträt, das noch bei Lebzeiten des alten Sieten nach der Natur

gefertigt wurde. Die andere Büste, kaum zehn Jahre alt, ist nichts wie die übrigens sehr gelungene Ausführung des Tassaertschen Modells in Marmor. Die Arbeit dieses alten Meisters ist ganz vortrefflich, und kann der Schadowsche „alten Zieten“, den wir alle vom Wilhelmsplatz her kennen, daneben kaum bestehen. Die große Lebenswahrheit, die aus der Tassaertschen Büste spricht, drückt, wenn ich mich des Ausdruckes bedienen darf, den Schadowschen alten Zieten zu einer bloßen Tendenzstatue herab. Schadow scheint davon ausgegangen zu sein, den Husaren quand même, oder das Husarentum an sich, darstellen zu wollen; er hat dies letztere, wie mir scheint, als eine Idee in seinem Kopfe herumgetragen und diesem idealen Husarentum hinterher Ausdruck gegeben. Von dem Moment ab, wo man den wirklichen alten Zieten (den Tassaertschen) gesehen hat, wird einem das mit einem Male klar. Dies übergeschlagene Bein, diese Hand am Kinn, als solle mal wieder ein lustiger Husarenstreich erdacht und ausgeführt werden, das alles ist ganz im Charakter des Husarentums, aber durchaus nicht im Charakter Zietens, der von Jugend auf etwas Ernstes, Nüchternes und durchaus Schlichtes hatte. Er hatte ein verwegenes Husarenherz, aber die Husarenmanieren, wie sie im Buche stehen, waren ihm fremd. Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß mit allem diesem kein besonderer Tadel gegen den Schadowschen Zieten ausgesprochen sein soll. Die Tassaertsche Arbeit steht künstlerisch auf einer höheren Stufe; die Schadowsche hat aber ihrerseits gedanklich große Verdienste, so große, daß die Mängel beinahe aufgewogen werden, die ihr als Porträtstatue unbedenklich anhaften. Die vielbetonte realistische Auffassung dieser Statue ist mehr scheinbar als wirklich.

Das Postament der Modellbüste erweist sich bei näherer Betrachtung als ein Schrein von weißlackiertem Holz; ein Schlüsselchen öffnet die kaum bemerkbare Tür desselben. In diesem einfachen Schrein befindet sich der Säbel des alten Zieten, nicht jener türkeische, den ihm Friedrich II. nach dem Zweiten Schlesischen Kriege zum Geschenk machte, sondern ein gewöhnlicher preußischer Husarensäbel, wie ihn der alte Herr während des Siebenjährigen Krieges trug. Er zog ihn während der ganzen Kampagne nur einmal, und dies eine Mal zu seiner persönlichen Verteidigung. Am Tage vor der Schlacht von Torgau, also am 2. November 1760, als er in

Begleitung einer einzigen Ordonnanz rekognoszieren ritt, sah er sich plötzlich von sechs österreichischen Husaren umstellt. Er hieb sich im buchstäblichen Sinne durch und steckte den blutigen Säbel ruhig wieder in die Scheide. Er sprach nie von dieser Affäre. Die Blutflecke, ein rotbrauner Rost, sind noch deutlich auf der Klinge sichtbar.

Kaum minder interessant als dieser nur einmal gezogene Heldensäbel sind die sechzehn lebensgroßen Bildnisse, die ringsum die Wände bedecken. Es sind die Porträts von sechzehn Offizieren des Sietenschen Regiments, alle 1749, 1750 und 1751 gemalt. Die Namen der Offiziere sind folgende: die Rittmeister Langen, v. Teiffel, v. Somogy, Calau v. Hofen, v. Horn, v. Seel, v. Wied, v. Probst, v. Jürgaß, v. Bader; die Leutnants v. Reizenstein, v. Heinecker, v. Troschke, und die Kornetts von Schmanowski, Petri und v. Mahlen. Mit Ausnahme des letzteren starben sie all im Felde; v. Seel fiel als Oberst bei Hochkirch, v. Heinecker bei Zorndorf, v. Jürgaß bei Weiß-Costulitz, v. Wied starb als Kommandant von Comorn in Ungarn; wie er dort hinkam — unbekannt. Im ersten Augenblick, wenn man in den Saal tritt und diese sechzehn Sietenschen Rotröcke mit Schnauzbärten und Tigerfellen auf sich herabblicken sieht, wird einem etwas unheimlich zumute. Sie sehen zum Teil aus, als seien sie mit Blut gemalt, und der Rittmeister Langen, der vergebens trachtet, seinen Hasenschartenmund durch einen zwei Finger breiten Schnurrbart zu verbergen, zeigt einem zwei weiße Vorderzähne, als wollt' er einbeißen; dazu die Tigerdecke — man möchte am liebsten umkehren. Hat man aber erst fünf Minuten ausgehalten, so wird einem in dieser Gesellschaft ganz wohl, und man empfindet alsbald, daß eine Rubensche Bärenhaß oder ähnliche traditionelle Saal- und Hallenbilder hier viel weniger am Plage sein würden. Die alten Schnurrwidse fangen an, einem menschlich näherzutreten, und man erkennt schließlich hinter all dem Schreckensapparat die wohlbekanntesten märkisch-pommerschen Gesichter, die nur von Dienst wegen das Martialische fast bis zum Diabolischen gesteigert haben. Die Bilder, zumeist von einem unbekanntem Maler, namens Haebert, herrührend, sind gut erhalten und mit Rücksicht auf die Zeit ihrer Entstehung nicht schlecht gemalt: das Schöne fehlt noch, aber das Charakteristische ist da.

Der große Saal, in dem diese Bilder neben so manchem anderen

historischen Hausrat sich vorfinden, nimmt mit Recht unser Hauptinteresse in Anspruch, aber noch vieles bleibt in den andern Räumen des Hauses unserer Aufmerksamkeit übrig. Das ganze Schloß gleicht einer Art Zietengalerie, und wenige Zimmer treffen wir (ich erwähnte schon der Eintrittshalle im Erdgeschoß und ihres Chodowicki), von deren Wänden uns nicht, sei es als Kupferstich oder Ölbild, als Büste oder Silhouette, das Bildnis des alten Helden grüßte. Alles in allem gerechnet befinden sich wohl an vierzig Zietenporträts im Schloß. Viele von diesen Bildnissen, besonders die Stiche, sind allgemeiner gekannte Blätter; nicht so die Ölbilder, deren wir, ohne für Vollständigkeit zu bürgen, zunächst acht zählen, sieben Porträts und das achte, ein Genrebild aus der Sammlung des Markgrafen Karl von Schwedt. Es stellt möglicherweise die Szene dar (vgl. Zietens Biographie von Frau von Blumenthal S. 56), wie der damalige Major von Zieten an den Oberstleutnant von Wurmb herantritt, um die Remontepferde, die ihm zukommen, für seine Schwadron zu fordern, eine Szene, die bekanntlich auf der Stelle zu einem wütenden Zweikampf führte. Doch ist diese Auslegung nur eine mutmaßliche, da die ganze Szenerie des Bildes anders ist als die Lokalität, die Frau von Blumenthal beschreibt. Die sieben Porträts, mit Ausnahme eines einzigen, sind sämtlich Bilder des „alten Zieten“ und deshalb, trotz einzelner Abweichungen in Uniform und Haltung, in ihren unterscheidenden Merkmalen schwer zu charakterisieren. Nur das älteste Porträt, das bis ins Jahr 1726 zurückgeht und den „alten Zieten“, den wir uns ohne Runzeln und Husarenuniform kaum denken können, als einen jungen Offizier bei den von Buthenowschen Dragonern darstellt, zeichnet sich schon dadurch vor allen andern Bildnissen aus. Zieten, damals siebenundzwanzig Jahr alt, trägt einen Stahlkürass, wie es scheint, und über demselben eine graue Uniform (früher vielleicht weiß) mit schmalen blauen Aufschlägen. Ob das Bild echt ist, steht dahin; von Ähnlichkeit mit dem „alten Zieten“ natürlich keine Spur.

Wir verlassen nun den Saal und das Haus, passieren die andere, mehr dem Dorfe zu gelegene Hälfte des Parkes, überschreiten die hübsche Dorfstraße und stehen jetzt auf einem geräumigen Rasenplätze, in dessen Mitte sich die Dorfkirche erhebt. Das Chor der Kirche liegt dem Herrenhause, der Turm und die Giebelseite dem Kirchhofe zu. Zwischen Turm und Friedhof steht eine mächtige alte

Linde. Die Kirche selbst, in Kreuzform aufgeführt, ist ein Ideal von einer Dorfkirche: schlicht, sauber, einladend, hübsch gelegen. Im Sommer 1756 kurz vorher, ehe es in den Krieg ging, wurde der Turm vom Blitz getroffen. Das Innere der Kirche unterscheidet sich von andern Dorfkirchen nur durch eine ganz besondere Sauberkeit und durch die Geffissentlichkeit, womit man das patriotische Element gehegt und gepflegt hat. So findet man nicht nur die übliche Gedenktafel mit den Namen derer, die während der Befreiungskriege fielen, sondern zu der allgemeinen Tafel gesellen sich noch ein paar Täfelchen, um die Sonderverdienste dieses oder jenes zu bezeichnen. An anderer Stelle gruppieren sich Gewehr und Büchse, Lanze, Säbel, Trommel und Flügelhorn zu einem Kriegs- und Siegeszeichen. Zwei Denkmäler zieren die Kirche; das eine, ohne künstlerische Bedeutung, zu Ehren der ersten Gemahlin Hans Joachims, einer geborenen von Jürgaß, errichtet, das andere zu Ehren des alten Zieten selbst. Dies letztere hat gleichen Anspruch auf Lob wie Tadel. Es gleicht in seinen Vorzügen und Schwächen allen andern Arbeiten des rasch fertigen, hyperproduktiven Rode, nach dessen Skizze es von dem Bildhauer Meier ausgeführt wurde. Wem eine tüchtige Technik genügt, der wird Grund zur Anerkennung finden; wer eine selbständige Auffassung, ein Abweichen vom Alltäglichen fordert, wird sich nicht befriedigt fühlen. Ein Sarkophag und ein Reliefporträt, eine Minerva rechts und eine Urania links, das paßt so ziemlich auf jeden. Es ist das jenes gedanklich-bequeme Operieren mit überkommenen Typen, worin unsere Bildhauer das Unglaubliche leisten. Wenn irgendein Leben, so hätte gerade das des alten Zieten die beste Gelegenheit geboten zu etwas Neuem und Eigentümlichem. Der Zieten aus dem Busch, der Mann der hundert Anekdoten, die all im Volksmund leben, was soll er mit zwei Götinnen tun (einige sagen, es seien symbolische Figuren für Frömmigkeit und Tapferkeit), die ihn bei Lebzeiten in die sicherste Verlegenheit gebracht hätten. Vortrefflich ist nur das Reliefporträt in weißem Marmor, das sich an dem dunkelfarbigen Aschenkrüge des Denkmals befindet und außer einer Silhouette im Schloß selber das einzige Bildnis ist, das uns den immer en face* abgebildeten Kopf des Alten auch mal in seinen Profillinien zeigt. Daß diese Linien nicht schön sind, tut nichts zur Sache.

* von vorn.

Das Marmordenkmal des alten Helden reicht an ihn selber nicht heran; es entspricht ihm nicht. Da lob ich mir im Gegensatz dazu das schlichte Grab, unter dem er draußen schläft. Das Monument, das ihn ehren soll, steht wind- und wettergeborgen drinnen in der Kirche, der Alte selbst aber schläft im Freien, zugedeckt mit einem schlichten Sandstein — ein letztes Bivak, wie es sich für den alten Zieten ziemt. Dieser Begräbnisplatz befindet sich in einem der vier Winkel, die durch die Kreuzform der Kirche gebildet werden. Der Raum, von einem rostigen Eisengitter eingefasst, war groß genug für vier Gräber. Hier ruhen die beiden Eltern des alten Zieten, seine zweite Gemahlin (eine geborene von Platen) und er selbst. Das Äußere der vier Gräber ist wenig voneinander verschieden. Ein Unterbau von Backstein erhebt sich zwei Fuß hoch über den Rasen, auf dem Ziegelfundament ruht die Sandsteinplatte. Noch nichts ist verfallen; auch der gegenwärtige Besitzer empfindet, daß er eine historische Erbschaft angetreten hat, und eifert getreulich dem schönen Vorbild des letzten Zieten nach, dessen ganzes Leben eigentlich nur ein Kultus für seinen berühmten Vater war.

1786 starb Hans Joachim von Zieten; achtundsechzig Jahre später folgte ihm sein Sohn, achtundachtzig Jahre alt. Wir treten jetzt an sein Grab. Es befindet sich unter der schönen alten Linde, die zwischen der Kirche und dem leis ansteigenden Kirchhof steht. Hinter sich die langen Gräberreihen der Bauern und Büdner macht dies Grab den Eindruck, als habe der letzte Zieten noch im Tode den Platz behaupten wollen, der ihm gebührte, den Platz an der Front seiner Bustrauer. Ähnliche Gedanken beschäftigten ihn sicherlich, als er zehn oder zwölf Jahre vor seinem Tode dies Grab zu bauen begann. Ein Hünengrab. Der letzte Zieten, klein wie er war, verlangte Raum im Tode. Er baute ein Grab nicht für sich, sondern für das Geschlecht, das mit ihm schlafen ging. Mit Vorliebe entwarf er den Plan und leitete er den Bau. Eine Gruft wurde gegraben und ausgemauert, und nun ein Riesensfeldstein, wie sich deren viele auf der Bustrauer Feldmark vorfinden, auf das offene Grab gelegt. Am Fußende war die Ausmauerung nur halb erfolgt, so daß nun durch Zuschrägung und Fortschaffung des Sandes eine Art Kellerfenster gewonnen war, durch das der alte Herr in seine letzte Wohnung hineinblicken konnte. Mit Hilfe dieser Zuschrägung wurde auch später der Sarg versenkt. Als der König im Jahre

1844 den schon oben erwähnten Besuch in WuStrau machte, führte ihn der Graf natürlich auch an die Linde, um ihm das eben fertiggewordene Grab zu zeigen. Der König wies auf eine Stelle des Niesensfeldsteins und sagte: „Zieten, der Stein hat einen Fehler!“ worauf der alte Herr erwiderte: „Der drunter liegen wird, hat noch mehr.“

Diese Antwort ist so ziemlich das Beste, was vom letzten Zieten auf die Nachwelt gekommen ist. Einzelne andere Repliken und Urteile, z. B. über die Schadowsche Statue, sowie über Bücher und Bilder, deren Held sein Vater war, sind unbedeutend, oft ungerecht und fast immer schief. Er sah die Sachen zu einseitig, zu sehr von dem bloß Zietenschen Standpunkt an, um gerecht sein zu können, selbst wenn ihm ein feinerer ästhetischer Sinn wenigstens die Möglichkeit gewährt hätte, es zu sein. Dieser ästhetische Sinn fehlte ihm aber völlig. Selber eine Kuriosität brachte er es über die Kuriositätenkrämerei nie hinaus. Sein Wiß und Humor verstiegen sich nur bis zur Luft an der Mystifikation. Den Altertumsforschern einen Streich zu spielen, war ihm ein besonderer Genuß. Er ließ von eigens engagierten Steinmetzen große Feldsteine konkav ausarbeiten, um seine WuStrauer Feldmark zu einem heidnischen Begräbnisplatz avancieren zu lassen. Am Seeufer hing er in einem niedlichen Glockenhäuschen eine irdene Glocke auf, der er zuvor einen Bronzeanstrich hatte geben lassen. Er wußte, daß die vorüberfahrenden Schiffer sie innerhalb acht Tagen stehlen würden. Er hatte sich nicht verrechnet und fand nach drei Tagen schon die Scherben. Solche Überlistungen freuten ihn, und man kann zugeben, daß darin ein Aberchen von der Herzader seines Vaters sichtbar war. Er war unfähig, zu dem Ruhme seines Hauses auch nur ein kleinstes hinzuzufügen, aber er fühlte sich als Verwalter dieses Ruhmes, und dieses Gefühl gab ihm unter Umständen Bedeutung und selbst Würde. Wo er für sich und seine eigenste Person eintrat, in den privaten Verhältnissen des alltäglichen Lebens, war er eine wenig erfreuliche Erscheinung: kleinlich, geizig, unschön in fast jeder Beziehung. Von dem Augenblick an aber, wo die Dinge einen Charakter annahmen, daß er seine Person von dem Namen Zieten nicht mehr trennen konnte, wurde er auf kurz oder lang ein wirklicher Zieten. Er war nicht adlig, aber aristokratisch. Dies aristokratische Fühlen, wenn geglüht in leidenschaftlicher Erregung, konnte auf

Momente zu wahren Adel werden, wie die Kohle in rechter Glut zum Diamanten wird; aber solche Momente weist sein langes Leben nur spärlich auf. Sein Bestes war die Liebe und Verehrung, mit der er ein halbes Jahrhundert lang die Schleppe seines Vaters trug. In diesem Dienste verstieg sich sein Herz bis zum Poetischen in Gefühl und Ausdruck. Auf dem großen Rasenplatz, der die Kirche umgibt, etwa hundert Schritte vom Grabe Hans Joachims entfernt, erhebt sich ein hoher, zugespitzter Feldstein mit einer Eisenplatte, die in den Stein eingelegt ist. Auf dieser Eisenplatte stehen in Goldbuchstaben folgende Worte:

Im Jahre 1851 den 23. April stand an dieser Stelle das Blücher'sche Husaren-Regiment, um den hier in Gott ruhenden Helden, den berühmten General der Cavallerie und Ahnherrn aller Husaren, Hans Joachim von Zieten, in Anerkennung seiner hohen Verdienste durch eine feierliche Parade zu ehren. Ruhe und Friede seiner Asche! Preis und Ehre seinem Namen! Er war und bleibt der Preussen Stolz.

„Ahnherr aller Husaren“ — ein Poet hätt' es nicht besser machen können.

Karwe

„Vivat et crescat gens Knesebeckiana *
in aeternum.“

Unser Weg führt uns heute nach Karwe. Es liegt am Ostufer des Ruppiner Sees, und ein Wustrauer Fischer fährt uns in einer halben Stunde hinüber. Die Ostufer des Sees, wenigstens an seiner südlichen Hälfte, sind reich bewaldet und von malerischer, fast romantischer Wirkung. Ein besonderer Schmuck des Sees an dieser Stelle ist sein dichter Schilfgürtel, der namentlich in Front des Karwer Parkes wie ein Wasserwald sich hinzieht und hier und da eine Breite von hundert Fuß und darüber haben mag. An dieses Schilfufer knüpft sich eine Geschichte, die uns am besten in das starke und frische Leben einführt, das hier ein halb Jahrhundert lang zu Hause war, und von dem ich Gelegenheit haben werde, manchen hübschen Zug zu erzählen.

Es war im Jahr 1785. Der Sohn des alten Zieten auf Wustrau war Kornett im Leibhusaren-Regiment seines Vaters, und der Sohn des alten Knesebeck auf Karwe war Junker im Infanterie-Regiment von Kalkstein, das damals in Magdeburg stand. Der Zufall wollte, daß beide zu gleicher Zeit Urlaub nahmen und auf Besuch nach Haus kamen. Die beiden Nachbarmfamilien lebten auf dem besten Fuß miteinander, und auch die jungen Leute unterhielten einen freundschaftlichen Verkehr. Man sah sich oft und unternahm gemeinschaftliche Partien. Es war im August, See und Himmel waren blau, und der Schilfwald, der sich im Wasser spiegelte, stieg wie eine grüne Mauer aus dem Grunde des Sees auf. An solchem Tage begegneten sich Junker und Kornett am Ufer, plauderten hin und her von der Strenge des Dienstes und von der Lust des Krieges und kamen endlich überein, in Ermangelung wirklichen Kampfes zwischen Karwe und Wustrau eine Seeschlacht aufzuführen. Man machte auch gleich den Plan. Die Karweschen sollten heftig angreifen und die Zietenschen bis nach Wustrau hin zurückdrängen,

* Das Geschlecht Knesebeck möge ewig wachsen und leben.

dann aber sollten diese sich rekolligieren und die Knesebecks in ihren Schilfwald zurückwerfen. So war es beschlossen; man schied mit herzlichem Händeschütteln und freute sich auf den andern Tag. Die Eltern nahmen auch Anteil, und beide Dörfer waren in Aufregung. Nach Ruppin hin ergingen Einladungen an befreundete Offiziere, Pulver wurde beschafft, und während Kornett und Junker ihre Dispositionen trafen, nahmen die Herrenhäuser von Karwe und Wustrau den Charakter eines Kriegslaboratoriums an, drin allerhand Feuerwerk, Schwärmer, Raketen und Feuerräder in möglichster Eile hergestellt wurden. So kam der ersehnte Abend. Mit dem Schläge neun liefen beide Flotten aus, jede sechs Kähne stark, das Admiralboot voraus. Als man aneinander war, begann die Schwärmerkanonade; vom Ufer her scholl der Jubel einer dichtgedrängten Menschenmenge, und als ein pot à feu * jetzt seine Leuchtkugeln in die Luft warf, zogen sich verabredetermaßen die Zietenschen nach Wustrau hin zurück. Aber nur auf kurze Distanz. Eh sie noch in die Nähe des Hafens gekommen waren, wandten sie sich wieder, und drei große Raketen fast horizontal über das Wasser hinschießend gingen sie jetzt ihrerseits mit verdoppeltem Ruderschlag zur Attacke über. Die Karweschen hielten einen Augenblick stand, dann begann die Retraite immer eiliger, immer rascher. Die Wustrauschen setzten nach und waren eben auf dem Punkt, die Fliehenden bis in das dicke Schilf hinein zu verfolgen, als ein lautes, staunendes Ah, das vom Ufer her herüberklang, die Verfolgenden stutzig machte und ihre Blicke nach rückwärts lenkte. Die Sieger waren gefangen. Im Karweschen Schilf hatte eine ganze Flotte von Fischerkähnen verborgen gelegen, die der Junker vom Regimente von Kalkstein als Mietstruppe für diesen Tag angeworben und von seinem Taschengelde bezahlt hatte. Es waren Fischerkähne aus Altenfriesack, vierundzwanzig an der Zahl. In langer Linie kamen sie jetzt aus dem Schilf hervor, jeder eine Laterne hoch am Mast, und legten sich quer über den See. Das Lampenlicht war hell genug, die Fischergestalten zu zeigen, wie sie dastanden mit vorgehaltenem Ruder, bereit, jeden Fluchtversuch zu vereiteln. Die Wustrauschen machten gute Miene zum bösen Spiel und sprangen lachend ans Ufer. Nie wurden Gefangene schmeichelhafter begrüßt. Als sie in den Park traten, sahen sie dicht vor dem Herrenhause eine Ehren-

* Böller.

pforte errichtet, an deren Spitze das von Lichtern umgebene Bild des alten Zieten leuchtete, darunter die Unterschrift: Voilà notre modèle*. Am andern Tage erhielt der Junker von dem Knesebeck eine Einladung nach Bußtrau. Der alte sechsundachtzigjährige Zieten, der gemeinhin einen grauleinernen Kittel zu tragen pflegte, saß heut in voller Uniform auf seinem Lehnstuhl und rief den eintretenden Junker zu sich heran: „Komm her mein Sohn und küsse mich. Werde so ein braver Mann wie Dein Vater.“ Der Junker trat heran und bückte sich, um dem Alten die Hand zu küssen. Dieser aber legte beide Hände auf den Kopf des Junkers und sprach bewegt: „Gott segne Dich!“

Das ist die Geschichte von der Seeschlacht bei Karwe; sie kann es aufnehmen mit manchem großen Sieg. Wer aber am Ruppiner See zu Hause ist, den freut es zu sehen, was in Dorf und Stadt auf seinem schmalen Uferstreifen an Männern alles gewachsen ist. Welche auf- und niedergehenden Sterne trafen eben damals an den Ufern dieses Sees zusammen! In seinem Lehnstuhl Zieten, der Lieblingsheld unseres Volks, und vor ihm gebückt jener Knesebeck, der dreißig Jahre später den siegreichen Gedanken gebar, daß der Welt-eroberer, der durch keine menschliche Kraft zu besiegende Gegner, nur durch die stille Macht des Raumes, d. h. durch einen russischen Krieg zu vernichten sei. Um dieselbe Stunde aber, wo der Junker vom Regiment von Kalkstein den Segen eines absterbenden Helden empfing, spielte im Superintendentengarten der Stadt Ruppin ein Knabe umher und sah leuchtenden Auges nach den Spitzen der alten Klosterkirche hinüber. Dann kniete er nieder und zeichnete Figuren in den Sand. Dieser Knabe war Karl Friedrich Schinkel.

Auch wir kommen heute von Bußtrau — minder rasch als damals der Kornett von Zieten, aber sicherer — und nähern uns, ohne unsere Rückzugslinie gefährdet zu sehen, durch eine der Straßen, die sich durch den Schilfwald ziehen, dem Holzsteg, an dem die Boote anzulegen pflegen. Wir springen ans Ufer und befinden uns in dem Park von Karwe. Er ist ziemlich groß, mit vielem Geschmack und in einem einfach edlen Stil angelegt — das Ganze vorwiegend eine Schöpfung unseres „Junkers vom Regiment von Kalkstein“, des am 12. Januar 1848 verstorbenen Feldmarschalls von dem Knesebeck. Dieser ausgezeichnete Mann wird überhaupt den Mittelpunkt

* Hier ist unser Vorbild.

alles dessen bilden, was ich in weiterem zu erzählen habe, da er wie der Hauptträger des Ruhmes der Familie so auch zugleich derjenige ist, der am segensreichsten an dieser Stelle gewirkt und den toten Dingen entweder den Stempel seines Geistes aufgedrückt oder ihnen durch irgendeine Beziehung zu seiner Person zu einem poetischen Leben verholfen hat.

Wir haben den Park seiner Länge nach passiert und stehen jetzt vor dem Herrenhause. Es ist eine jener Flügelbauten, wie sie dem vorigen Jahrhundert eigentümlich waren, und erinnert in Form und Farbe an das Radziwillische Palais in Berlin, das jeder meiner Leser kennen wird. Das letztere ist größer und hat mehr Rokoko-schmuck an seiner Fassade. Auch das Eisengitter, das den Hofraum abschließt und die Flügel verbindet, fehlt dem Karweschen Herrenhause, das aber dafür seinerseits wie in Blumen steht und an seinem Eingange von zwei Molosserhunden in Erzguß flankiert wird. Trotz der Blumenfülle, die den Grasplatz zwischen den Flügeln überdeckt, ja trotz der Pfauenstange, die vom Hof her über das Dach hinwegragt, und auf deren höchster Spitze die schönen, farbenprächtigen Tiere sitzen, ruft das Herrenhaus einen ernsten, beinahe düstern Eindruck hervor und macht einem auch ohne praktische Probe die Versicherung glaubhaft, daß es ein Spukhaus sei. Leider entbehrt die überlieferte Spukgeschichte selbst aller charakteristischen Züge und paßt insofern schlecht nach Karwe hin, wo einem alles andere plastisch bestimmt, gut motiviert und voll fesselnder Eigentümlichkeit entgegentritt. Die übliche hohe Frau, deren schwarze Seide durch die Zimmer rauscht; das übliche Poltern, Numoren und Türenklappen; der traditionelle Seufzer, womit die Erscheinung verschwindet — nicht Besonderes, nichts Abweichendes. Niemand weiß, wer die schwarze Dame ist, und wer es weiß, will es vielleicht nicht wissen. Ihrer Erscheinung fehlt das bestimmte, historische Fundament, jener dunkle Fleck, ohne den es keine Gespenster und keine Gespenstergeschichten gibt.

Karwe gehört den Knesebecks in der vierten Generation. Der Urgroßvater des jetzigen Besitzers kaufte es im Jahre 1721 von dem Vermögen seiner Frau und errichtete das Bohnhaus, das wir, wenn auch verändert und erweitert, noch jetzt vor uns erblicken. Die Umstände, die diesen Kauf und Bau begleiteten, sind zu eigentümlicher Art, um hier nicht erzählt zu werden. Der Urgroßvater

Karl Christoph Johann von dem Knesebeck, zu Wittingen im Hannoverschen geboren, trat früh in preußische Kriegsdienste. Er war ein großer, starker und stattlicher Mann, aber arm. Die Regierungszeit Friedrich Wilhelms I. indes war just die Zeit, wo das Verdienst des Großseins die Schuld des Armseins in Balance zu bringen wußte und gemeinhin noch Überschüsse ergab. Karl Christoph Johann war sehr groß, und so erfolgte alsbald eine Kabinettsorder, worin die reiche Witwe des Generaladjutanten von Köppen, eine geborne von Bredow, angewiesen wurde, den Oberstleutnant von dem Knesebeck zu ehelichen. Die Hochzeit erfolgte, und Karwe wurde vom Gelde der reichen Frau gekauft. Aber die Gnadenbezeugungen gegen den stattlichen Oberstleutnant hatten hiermit ihr Ende noch nicht erreicht. Im Kopfe des Königs mochte die Vorstellung lebendig werden, daß eigentlich die reiche Witwe bis dahin alles und die Gnade Seiner Majestät sehr wenig getan habe; so versprach er denn, dem jungen Paar ihr neues Wohnhaus in Karwe einzurichten und sogar zum Aufbau desselben die Balken und den Kalk zu liefern. Bald stand das Haus da, und die innere Einrichtung, die Möblierung erfolgte mit so viel Munifizenz, wie es dem sparsamen und schlicht gewöhnten König nur immerhin möglich war. Selbst königliche Familienporträts, zum Teil von der Meisterhand Pesnes, wurden geliefert und in einem Empfangssaal des ersten Stockes in das Mauerwerk eingefügt. Wir werden gleich sehen, wie wichtig es für den neuen Besitzer von Karwe war, diese stattliche Bilderreihe nicht aufgehängt, sondern eingemauert zu haben. Es waren nämlich kaum einige Monate ins Land gegangen, als ein großer Planwagen vor dem Knesebeckschen Hause erschien und mit ihm zugleich die Order, das durch königliche Munifizenz erhaltene Ameublement wieder zurückzuliefern. Es waren nicht die Zeiten, um solcher Order irgendwelchen erheblichen Widerstand entgegenzusetzen, und die Spiegel und Tische und Kommoden, die der gebornen von Bredow bereits lieb und teuer geworden waren, versanken alsbald zwischen den Heu- und Strohbündeln des draußen harrenden Wagens. Was zu dieser Order geführt hat, ob einfach Laune oder aber die ökonomische Erwägung, „daß der von Knesebeck nunmehr reich genug sei, um sich auch ohne geschenkte königliche Möbel behelfen zu können“, ist nie bekanntgeworden. Der Planwagen kam nie wieder; zurückgelassen hatte er nur die ein-

gemauerten Bilder und einen alten Eichentisch, den seine Unscheinbarkeit rettete, mit deren Hilfe er dem Knesebeck'schen Hause bis diesen Tag erhalten worden ist.

Wir treten nun an den Hunden des Phidias (den Molossern) vorbei in das Haus selber ein. Das erste Zimmer mit der Aussicht auf den Park ist das Bibliothekzimmer. Auf schlichten Regalen stehen schlichte Einbände, keine Goldschnittsliteratur zum Ansehen, sondern Bücher zum Lesen, „Krieger für den Werkeltag“. Es sind Bücher und Broschüren, die der alte Feldmarschall in seinem achtzigjährigen Leben gesammelt hat, und über deren Inhalt und Richtung seine eigenen Worte Auskunft geben mögen: „Mit meinen Studien in Geschichte, Philosophie und schönen Wissenschaften ging es besser; sie interessierten mich über alles, besonders Geschichte und Lebensbeschreibungen, zu denen auch bis ins späte Alter mir die Neigung geblieben ist.“ Die poetische Grundanlage des alten Herrn spricht sich in diesen Worten aus; hätte es je eine schaffende dichterische Natur gegeben, der nicht Biographien und Memoiren die liebste Lektüre gewesen wären! —

Aus dem Bibliothekzimmer tritt man in das dahintergelegene Empfangs- und Familienzimmer. Es hat die Aussicht auf die Hof- und Stallgebäude; Tauben sitzen auf den Fenstersimsen, und in der Mitte des Hofes steigt die Pfauenstange wie ein tropischer Wunderbaum hoch in die Luft. Das Zimmer ist groß und geräumig und macht vor allem den Eindruck behaglichen Geborgenseins. An Bildern weist es nichts von besonderem Interesse auf, außer einer Ansicht von Schloß Tilsen, dem alten Familiensitz (in der Nähe von Salzwehel) der Knesebecks. Die eigentliche Sehenswürdigkeit dieses Zimmers ist jener alte Eichentisch, dessen Unscheinbarkeit ihn vor der Versenkung in den Planwagen rettete. Und doch war dies schlichte Wirtschaftsstück das eigentliche chef d'œuvre* des Ameublements, wenn auch damals nicht, so doch jetzt. Dieser Tisch nämlich bildete einen Teil jener langen Tafel, an der die Sitzungen des Tabakskollegiums gehalten wurden. Es existieren ihrer nur noch zwei, dieser Knesebeck'sche in Karwe und ein Zwilling'sbruder desselben in Potsdam. Eine Decke von braunem schweren Seidenzeug verhüllt wie billig die eichene Derbheit dieses nicht salonfähigen Möbels, dessen Konstruktion ganz eigentümlicher Art ist.

* Hauptstück.

Die Platte besteht aus zwei abgestuften Dreiecken und ruht auf sechs Füßen, deren Stellung untereinander wiederum zwei Dreiecke bildet. Verbindungshölzer und Eisenkrampen halten das Ganze zusammen und stellen einen Bau her, der allen Anspruch darauf hatte, übersehen zu werden, als die Trumeaux* hinausgetragen wurden.

Links neben dem Empfangssaal befindet sich das Arbeitszimmer des gegenwärtigen Besitzers. Es ist sehr klein, etwas geräuschvoll gelegen und selbst zur Nachtzeit jener Ruhe entbehrend, ohne die es kein eigentliches Studium gibt. Die Dame im schwarzen Seidenkleid nämlich beginnt von hier aus ihren Rundgang durch das Haus, und es ist begreiflicherweise nicht jedermanns Sache, um die zwölfte Stunde ruhig ein Buch zu lesen, wenn man fürchten muß, die schwarze Frau steht hinter einem und liest mit, wie zwei Leute, die aus einem Gesangbuch singen.

Über dem Schreibpult im selben Zimmer hängt ein sehr gutes Crayonporträt** des Feldmarschalls, und auf einem Tischchen daneben steht ein porzellanenes Schreibzeug mit einer Rosengirlande, ein Geschenk vom alten Gleim, der dem Feldmarschall in seinen Leutnantstagen nah befreundet war.

Zur Rechten des Empfangszimmers ist der Speisesaal. Hier befinden sich neben anderen Schildereien vier Familienporträts: zunächst der Ahnherr dieses Hauses, einem Grabsteinrelief nachgebildet, das sich in der Kirche zu Hannoverisch-Wittingen bis diesen Tag erhalten hat. Unmittelbar darunter hängen die Bilder vom Urgroßvater und Großvater des jetzigen Besitzers, von denen wir den ersteren als stattlichen, reich verheirateten Oberstleutnant bei der Garde, den andern als Vater des Junkers vom Regiment von Kalkstein bereits kennengelernt haben. Er war bei Kollin durch Arm und Leib geschossen worden und derselbe, auf den der sterbende Zieten die Worte bezog: „Gott segne Dich und werde so brav wie Dein Vater.“ Unter diesen beiden Porträts hängt das vortrefflich ausgeführte Ölbild des Feldmarschalls von dem Knesebeck, damals (während der Befreiungskriege) noch Generalleutnant in der Okkupationsarmee. Das Bild zeigt in seiner linken Ecke den Namen: „Steuben; Paris, 1814“, kurze Worte, die besser als jede Beschreibung für den Wert des Bildes sprechen.

Aus dem Speisesaal treten wir in das angrenzende Wohnzimmer,

* Pfeilerspiegel. ** Bleistiftzeichnung.

wo über dem Schreibtisch der Dame vom Hause eine Kopie jenes berühmten Correggioschen Christuskopfes auf dem Schweißstuche der heiligen Veronika unsere Aufmerksamkeit fesselt. Das Original bildet jetzt bekanntlich eine Zierde unseres Berliner Museums. Früher hing es im Wohnzimmer zu Karwe an derselben Stelle, die sich jetzt mit der bloßen Kopie behelfen muß. Interessant ist es, wie das Original in den Besitz der Familie kam. Der Feldmarschall bereifte unmittelbar nach dem Kriege Italien und kam nach Rom. Kurz vor seiner Rückreise wurde ihm von einem Trödler ein Christuskopf zum Verkauf angeboten, dessen hohe Schönheit auch seinem Laienauge auf der Stelle einleuchtete. Er kaufte das Bild für eine ansehnliche Summe. Kaum war er im Besitz desselben, als sich das Gerücht verbreitete, eins der italienischen Klöster sei beraubt worden — der Correggiosche Christuskopf auf dem Schweißtuch der heiligen Veronika sei fort. Der nächste Tag brachte die amtliche Bestätigung, und Belohnungen wurden ausgesetzt für die Wiederbeschaffung und selbst für den Nachweis des berühmten Gemäldes. Der damalige Generalleutnant begriff die Gefahr und traf seine Vorkehrungen. Das Bild wurde in ein Wagenkissen eingenäht; der glückliche Besitzer, der bis dahin kaum selbst gewußt haben mochte, was er besaß, nahm auf seinem neuen Schätze Platz und brachte so sein schönes Eigentum über die Alpen. Ich kann nicht sagen, wie lange das Bild in Karwe blieb; mutmaßlich nur kurze Zeit. Das Haus Knesebeck, das zu Anfang des 18. Jahrhunderts von den Hohenzollern ein halbes Duzend Familienporträts geschenkt erhalten hatte, nahm zu Anfang des 19. Jahrhunderts Veranlassung, dem königlichen Hause ein Gegengeschenk zu machen, und warf (in aller Pietät gegen die Hohenzollern sei es gesagt) einen Correggioschen Christuskopf gegen sechs Pesnesche Kurfürsten siegreich in die Waage. Friedrich Wilhelm III. akzeptierte in Gnaden das Geschenk seines Generalleutnants und willigte gern in Erfüllung des einen Wunsches, den Knesebeck bei Überreichung des Bildes geäußert hatte, daß dasselbe nämlich unwandelbar in der königlichen Hauskapelle verbleiben möge. Diese Zusage ist aber im Laufe der Jahre entweder vergessen oder aus Hohenzollernscher Humanität, die nichts Schönes für sich allein haben mag, absichtlich geändert worden. Das Bild gehört nicht mehr der Hauskapelle, sondern wie jedermann weiß dem Bildermuseum an. Nur bei Gelegenheit der Taufe

des jungen Prinzen Friedrich Wilhelm, dessen Geburt im Januar 1859 alle loyalen Herzen in Stadt und Land mit Freude füllte, kam auch der Correggio zu seinem zugesagten Recht und wandelte auf vierundzwanzig Stunden aus den Sälen des Museums in den prächtigen Kuppelbau der Schloßkapelle hinüber.

Wir machen von den Zimmern des Erdgeschosses aus noch einen Rundgang durch die Räume des oberen Stockwerkes, inspizieren im Hof den historischen alten Kaleschwagen, in dem der damalige Oberst von dem Knesebeck die berühmte Reise nach Petersburg antrat, um dem Kaiser Alexander zuzurufen: „Krieg und wieder Krieg! Die Quadratmeilen Rußlands sind die Rettung Europas!“ — und kehren dann in das Empfangs- und Familienzimmer zurück, dessen bequeme Polsterstühle zu einer kurzen Rast einladen. In diesem Zimmer pflegte der alte Feldmarschall, beide Hände auf dem Rücken, den kurzen Samtrock durch eine Schnur zusammengehalten, mit großen Schritten auf und ab zu schreiten. Hier war die Arbeitsstätte seiner Gedanken, hier, wo er in besten Mannesjahren sein Gehirn zersonnen hatte, wie Rettung zu schaffen und dem Feinde seines Landes, dem Feinde alles Lebens siegreich beizukommen sei. Und hier fand er es. Hören wir, was er selbst darüber schreibt: „Die Karte von Rußland kam nicht von meinem Pult. Ich sah die unermessliche Fläche, berechnete die möglichen Märsche des Eroberers und siehe da, die beiden großen Alliierten Rußlands: der Raum und die Zeit traten mit einer Lebendigkeit vor meine Seele, die mir keine Ruhe mehr ließ. Zur Gewißheit wurde es mir: so ist er zu besiegen und so muß er besiegt werden.“

Wir alle wissen jetzt, wie praktisch-richtig das poetisch Geschaute jener nächtlichen Stunden gewesen ist. Das glänzendste Zeugnis aber stellt unserem Knesebeck sein Gegner selber aus. Dieser hatte den Knesebeckschen Plan gekannt, aber ignoriert. Im Frühjahr 1813 fand folgende Unterhaltung zwischen Napoleon und dem Grafen St. Marsan (bis dahin Gesandter am preussischen Hofe) statt. Der Kaiser: Erinnern Sie sich noch eines Berichtes, den Sie mir im Jahre 1812 von einem gewissen Herrn von Knesebeck geschickt haben? St. Marsan: Ja, Ew. Majestät. Der Kaiser: Glauben Sie, daß er im gegenwärtigen Kriege mitfechten wird? St. Marsan: Allerdings glaub' ich das. Der Kaiser: Der Mensch hat richtig vorausgesehen, und man darf ihn nicht aus dem Auge verlieren.

So Napoleon im Frühjahr 1813. Andere Zeiten kamen, der sechs- und vierzigjährige Oberst von dem Kneesebeck war ein Siebziger geworden, und statt der Karte von Rußland und vorausberechneter Märsche und Schlachten, lagen nun die Memoiren derer auf dem Tisch, die damals mit ihm und gegen ihn die Schlachten jener Zeit geschlagen hatten. Nach einer Epoche reichen, tatkräftigen Lebens war auch für ihn die Zeit philosophischer Betrachtung gekommen. Die Leutnantstage von Halberstadt wurden ihm wieder teuer, das Bild des alten Gleim trat wieder freundlich nickend vor seine Seele, und der Mann, der zeitlebens wie ein Poet gedacht und gefühlt hatte, fing als Greis an, auch jenem letzten zuzustreben, das den Dichter macht — der Form. Ähnlich wie Wilhelm von Humboldt in Tegel so saß der alte Kneesebeck auf seinem väterlichen Karwe und beschloß ein gedankenreiches Leben mit dem Konzipieren und Niederschreiben von Sinn- und Lehrgedichten, von Episteln und Epigrammen.

Sprecht mir doch nur immer nicht:
 „Für die Nachwelt mußt du schreiben!“
 Nein, das laß ich weislich bleiben,
 Denn es lohnt der Mühe nicht.
 Was die alte Klatsche spricht,
 Die ihr tituliert Geschichte,
 Bleibt, besch'n beim rechten Lichte,
 Doch nur Fabel und Gedicht,
 Höchstens ein Parteigericht.

Das klingt hart, aber wenn irgendeiner kompetent war, zu urteilen, so war er es. Es nimmt der Wahrheit seines Ausspruches nichts, daß eine leise Bitterkeit oder ein Wort der Resignation seine Sentenzen gelegentlich färbte:

Wie du gelebt, so geh zu Grabe,
 Still, prunklos, wenig nur gekannt.
 Was du für Welt, für Vaterland,
 Für andre hier getan, sei stumme Gabe —
 Des Gebers Name werde nie genannt.

So schrieb er am Abend seines Lebens. Bis tief in die Nacht hinein saß er an seinem Pult. Die schwarze Frau kam und ging, aber

das Knistern ihrer Seide störte ihn nicht, ebensowenig wie das Knistern im Kamin; er, der dem großen Gespenst des Jahrhunderts mit siegreichem Gedanken entgegengetreten war, war schußfest gegen die Geister. Ein Jahr vor seinem Tode ward er Feldmarschall. Drei Jahre früher war ihm ein erster Enkel geboren worden, zu dessen Taufe der König versprochen hatte, nach Karwe zu kommen. Er kam nicht, aber statt seiner traf ein Entschuldigungsbrief ein, dessen Namenszug mit Hilfe eines angehängten Schnörkels in ein Wickelkind auslief. Vor diesem Wickelkind, das natürlich den kleinen Knesebeck repräsentieren soll, steht der König selbst (ein wohl gelungenes Porträt von königlicher Hand) und macht dem Täufling seine Verbeugung; darunter die Worte: „Vivat et crescat gens Knesebeckiana in aeternum.“

Wir verließen das Empfangszimmer und traten wieder in den Park. An einer der schönsten Stellen desselben hatte uns die Gärtnersfrau ein Nachmittagsmahl serviert: saure Milch mit jener chamois*farbenen Sahnenschicht, die den Residenzler mit allem Zauber der Neuheit berührt. Um uns her als stumme Zeugen unserer Freude standen einundzwanzig Edeltannen und neigten sich gravitätisch im Abendwind. Diese einundzwanzig Tannen pflanzte der alte Feldmarschall im Sommer 1821, als die Nachricht nach Karwe kam, daß Napoleon auf St. Helena gestorben sei. Auch das Datum seines Todes schuf noch eine letzte Berührung zwischen den alten Gegnern; der 5. Mai war der Geburtstag Knesebecks, wie er der Todestag Napoleons war. Unter den Papieren des Feldmarschalls aber fanden sich folgende Zeilen, die der Ausdruck seines Lebens und vielleicht ein treffendes Motto märkischen Adels sind:

Mit dem Schwerte sei dem Feind gewehrt,
 Mit dem Pflug der Erde Frucht gemehrt;
 Frei im Walde grüne seine Lust,
 Schlichte Ehre wohn' in treuer Brust.
 Das Geschwäg der Städte soll er flieh'n,
 Ohne Not von seinem Herd nicht zieh'n,
 So gedeiht sein wachsendes Geschlecht,
 Das ist Adels Sitt' und altes Recht.

* hellgelb.

Nadensleben

Es ist so still; die Heide liegt
Im warmen Mittagssonnenstrahle.

Th. Storm

Erst hab' ich weniger auf dich geachtet,
Jetzt siehst du mich vor deiner Größe beben,
Seit ich „Mariä Himmelfahrt“ betrachtest.

Platen

Nicht unmittelbar am Ruppiner See, vielmehr eine halbe Meile landeinwärts liegt Nadensleben, seit zweihundert Jahren oder etwas länger ein Quastisches Gut.

Der ursprüngliche Besitz der Quaste, oder „Quäste“, lag und liegt noch im Westen des Ruppiner Sees am fruchtbaren Rande des Rhinluches hin. Garz, Bichel, Rohrlack sind altquastische Güter, von denen ich in einem spätern Abschnitt dieses Buches erzählen werde; aber über das am Ostufer des Sees gelegene Nadensleben sei schon an dieser Stelle berichtet. Alexander Ludolf von Quast erstand es bald nach Schluß des Dreißigjährigen Krieges und gründete neben der Garzer Linie die Linie Nadensleben. Sie blüht bis diesen Tag. In einem Zimmer des Herrenhauses auf dunkelrotem Hintergrund hängt, streng und ernst, das Bildnis Alexander Ludolfs.

Nadensleben, das wir in wenig mehr als viertelstündiger Fahrt von Karwe aus erreichen, gilt als eines der schönsten Güter der Grafschaft. Zu weiten Acker- und Wieseflächen gesellen sich große Forstbestände, die sich zum Teil bis in die Rheinsberger Gegend hin erstrecken. Was uns indes ein besonderes Interesse an diesem schönen Gute nehmen läßt, das ist begreiflicherweise ein andres, das ist zunächst die poetische, beinahe absolute Stille, die ihren Zauberkreis um dies Stück Erde zieht.

Das Ruppiner Land ist überhaupt eine von den stillen Landschaften unsrer Provinz — die Eisenbahn streift es kaum an seiner Westecke, und die großen Fahrstraßen laufen nur eben an seiner Grenze hin; aber die stillste Stelle des stillen Landes ist doch das Ostufer des schönen Sees, der den Mittelpunkt der Grafschaft bildet und von ihr den Namen trägt. Durchreisende gibt es hier nicht, jeder dem man begegnet ist hier zu Haus. Es herrscht hier kein andrer Verkehr als der Verkehr der Dörfer untereinander, und es

bleibt fraglich, ob selbst das „Handwerksburschentum“ in andern als in verschlagenen Exemplaren an dieser Stelle betroffen wird.

Die Verhältnisse haben hier eine Isolierung, und die Isolierung hat wie von selbst eine Art Insel geschaffen. Offen, jedem zugänglich liegt sie da aber — die Wege führen daran vorüber.

Ruppin (die Stadt) zieht sich am Westufer des Sees hin.

Hätte man von Osten her, wie oft geplant wurde, die breite Fläche überbrückt oder zu überbrücken vermocht, so würde die Oststraße, die zugleich die Berliner Straße, d. h. die direkte Verbindung mit der Hauptstadt ist, ihren Weg mitten durch das unberührte Stück Land hindurch genommen haben. Da dieser Brückenbau aber unterblieb, so unterblieb auch der entsprechende Weg, und dem Verkehr blieb nichts übrig, als den langgestreckten See, statt ihn in seiner Mitte zu durchschneiden, an seiner Nord- oder Südspitze zu umfahren. Um dies mit Vorteil zu können, durfte der Verkehrsweg aber nicht bis an das Ufer des Sees hinangeführt werden, und schon eine Meile vorher, nach Nord und Süd hin sich gabelförmig teilend, entstand zwischen den Zinken der Gabel jenes Radenslebner Dreieck.

Noch einmal, keine „Passanten“ hier; es legt hier nur an, wer hier landen will.

Wir sind unter diesen und fahren eben in die breite, mit prächtigen Bäumen besetzte Dorfstraße ein. An der Kirche vorüber, halten wir vor dem alten Herrenhause, einem geräumigen aber anspruchslosen Bau, dessen Fachwerkwände die schlichte Art des vorigen Jahrhunderts zeigen. Ein traulich wohnlicher Zug ist um das Ganze her, der wächst, wenn wir von der Dorfseite her das Haus umschreiten, und die Freitreppe hinan in den Flur des Hauses eintreten. Wir erkennen bald, daß das Haus nach guter märkischer Art tüchtiger ist, als es von außen her erschien; wir erkennen, daß die Fachwerkwände nur eine Hülle sind, hinter der sich die massiven Mauern eines ältern Baues verbergen, und wir gewahren auch, freilich halb überrascht, daß diese Mauern ein Stück Schönheit umschließen: die doppelarmige Treppe, die breit und mit niedrigen Stufen ansteigend nach rechts und links hin auf die Korridore des oberen Stockwerks ausmündet.

Es ist warm, und wir nehmen in der Halle, deren Türen weit offenstehen, Platz, um die Wohlthat von Luft und Licht und den

vollen Blick in die Anlagen des Gartens zu haben. Eine künstlerische Hand hat hier die Linien gezogen — wir blicken über Kies und Wiese und Wasser hinweg in ein engbegrenztes, von Girlanden durchzogenes Panorama hinein, und leise, aber immer wiederlehrend, tritt die Frage an uns heran: wer war hier tätig? wer schuf diese Durchsichten? wer richtete diese Statuen auf, und wer gab ihnen die malerischste Stelle?

Die Antwort gibt sich bald, aber freilich nur um andern Fragen Platz zu machen.

Wir haben eben die Plätze im Vorflur aufgegeben, und von freundlicher Hand geführt treten wir alsbald in eine fremde Welt ein, die vielleicht allerorten hierlandes überraschen würde, aber am meisten hier, wo wir den Eindruck haben, das Leben draußen schlug nie an diese Ufer.

In der Vorhalle, den Blick auf den Garten gerichtet, hatten wir zwischen den Bildern des „alten Blücher“ und des „großen Königs“ gefessen — das war gut märkisch; jetzt aber die Zimmerreihen beider Stockwerke passierend verlieren wir mehr und mehr den heimatischen Boden unter den Füßen, die Beziehungen werden immer leiser, die Brücken immer luftiger, endlich fehlen sie ganz, und die Ferne steigt vor uns auf.

Da ist eine Landschaft von Blechen, schön, prächtig, fremdländisch; der heiße Sonnenschein liegt auf dem schattenlosen Marktplatz von Navello, blau dehnt sich das eingebuchtete Meer, an dessen Horizont der Kuppelturm der Maria di Gradillo emporsteigt. Der Gegenstand gehört der Fremde an, aber wir finden die Brücke zu Blechen hinüber. Er war unser Landsmann. Da sind Jugendarbeiten von Schinkel; da ist ein kostbares Blatt Bouterwecks „Erinyen, die den Leib Rhytemnästras zum Orkus tragen“ — wohlan, der Zufall geht seine Wege, wer weiß, welcher Windstoß dies Blatt hier niederwehte.

Kein Zufall. Ein einzelnes Blatt konnte hier niederfallen, aber nicht diese Reihe von Bildern und Blättern, die jetzt von Zimmer zu Zimmer immer wunderbarer zu uns sprechen. Blechen und Schinkel und Bouterweck — Fäden des Zusammenhangs mit dem Ort, an dem wir weilen, lassen sich finden; aber nun, noch einmal sei es ausgesprochen, entfällt der Faden unsrer Hand, und aus der Gegenwart und ihren Schöpfungen heraus treten wir in fern Zu-

rückliegendes ein. Die Mark ist wie ein Nebelbild zerflossen, und die goldnen Tore Italiens tuen sich auf. Die besten Namen, die vor Perugino und Raphael gegläntzt, die Väter moderner Malerei, hier sprechen sie zu uns. Giotto und Giotto, Fiesole und Dragagna, Fra Bartolomeo und Pietro Spinello Aretino, die beiden Lippis (Filippo und Filippino), vor allem der mächtige Mantegna — alle die groß waren, eh' der größere kam, sie sind hier um uns versammelt. Die Welt der Madonnen erschließt sich uns, und aus ihren goldnen Rahmen niederblickend tun sie, was sie immer taten, und lächeln Freudigkeit, Hoffnung, Vertrauen in alle Herzen, die danach ausblicken. Auch in unsres. Da ist eine „Madonna, anbetend vor dem Kinde“, ein Terrakottarelieff von Luca della Robbia; da ist eine zweite (mit einem Stieglitz auf dem Händchen des Christkinds) in der lieblich naiven Art Filippino Lippis; hier fällt das faltenreiche, lang herabwallende Kopftuch über die ernsten, hoheitkündenden Züge der „Himmelskönigin“, wie Fra Bartolomeo die Jungfrau gemalt; hier breitet eine Madonna Giovannis da Milano ihren schwarzen, mit Rot und Goldbrokat gefütterten Mantel um Päpste, Mönche und Heilige aus und erhebt sich, um ihre Schützlinge gen Himmel zu tragen. Selbst das große Bild in der Kirche „Annunziata“ zu Florenz, das alljährlich nur einmal dem anbetenden Volke gezeigt wird — künstlerische Begeisterung hat nach flüchtigem Schaun die schönsten Köpfe festzuhalten gewußt, und die hinweggelauchten Bildnisse Marias und des verkündenden Engels, sie haben jetzt eine Stätte in dem stillen Herrenhause der stillen Grafschaft.

Manches Kunstwerk wohl, von dem die Welt nichts weiß, verbirgt sich in märkischen Dörfern. Grabdenkmälern von Rauch und Schadow, von Canova und Thorwaldsen bin ich begegnet, Bilder aller Länder und Schulen seit Papst Julius' Tagen hab' ich gesehn — aber Bilder aus den Tagen der Kindheit und der Keuschheit aller modernen Kunst, solche Bilder hat nur Radensleben. Kein andres märkisches Dorf kennt Fiesole und Mantegna; am wenigsten hat es sie.

Da sind wir wieder in der Halle; Kühle ist um uns her, und wir blicken noch einmal nieder in den Park, hinter dessen Bäumen die Abendröte glüht. Seine fein gezogenen Linien überraschen uns nicht länger. Wo Madonna weilt, da weilt die Schönheit.

Neuruppin

1

Ein Gang durch die Stadt. Die Klosterkirche

Lieblieh weht's vom See herüber,
Leise, langsam, wie verdrossen
Ziehen still die Wolken drüber,
Gleichen Schritts mit unsern Rossen . . .
Drüben liegt im Sonnenscheine
So ein alt und sauber Ortchen,
Kirch' und Turm von rotem Steine,
In der Mauer Ausfallpförtchen.

George Heisekiel

Wir kennen jetzt das Süd- und Ostufer des Ruppiner Sees, haben Bustrau und Karwe und Radensleben durchstreift und schicken uns nun an, der alten Hauptstadt dieses Landesteiles unseren Besuch zu machen, der Stadt Ruppin selbst, die dem See, woran sie liegt, wie der ganzen Grafschaft den Namen gegeben hat. In schräger Linie kreuzen wir, nachdem wir Karwe und seine Uferstation wieder erreicht haben, die an dieser Stelle ziemlich breite Fläche, laben uns, die Julisonne zu unseren Häupten, an der feuchten Kühle des Wassers und traben endlich nach glücklicher Landung in offenem Wagen die kahle, staubige Chaussee entlang, unsere Regenschirme als Schutz- und Schattendächer über uns. Grau wie die Müllertiere erreichen wir die Stadt, sehen mit geblendeten Augen wenig oder nichts und atmen erst auf, als wir vorm Gasthofe zum Deutschen Hause halten und freundlich bewillkommt in die Kühle des Flures treten. Moselwein und Selterwasser stellen bald unsere Lebensgeister wieder her und geben uns Mut und Kraft, eine erste Promenade zu machen und dem Pflaster der Stadt zu troken. In unseren dünnsohligen Stiefeln werden wir freilich mehr denn einmal an jenen mecklenburgischen Gutsbesitzer erinnert, den seine revoltierenden Hintersassen auf spitzen Steinen hatten tanzen lassen.

Die Stadt Ruppin hat eine schöne Lage — See, Gärten und der sogenannte „Ball“ schließen sie ein. Nach dem großen Feuer, das nur zwei Streifen am Ost- und Westrande übrig ließ (wie man von einem runden Brot die beiden Ranten übrig läßt), wurde sie

in einer Art Residenzstil wieder aufgebaut. Lange, breite Straßen durchschneiden die Stadt, nur unterbrochen durch stattliche Plätze, auf deren Areal unsere Vorvordern selbst wieder kleine Städte errichtet hätten. Für eine reiche Residenz voller Paläste und hoher Häuser, voll Leben und Verkehr mag solche Anlage die empfehlenswerteste sein; für eine kleine Provinzialstadt aber ist sie bedenklich. Sie gleicht einem auf Auswuchs gemachten Staatsrock, in den sich der Betreffende nie hineinwachsen kann. Dadurch entsteht eine Ode und Leere, die zuletzt zu dem Gefühl einer versteinerten Langeweile führt.

Die Billigkeit erheischt hinzuzufügen, daß wir es unglücklich trafen: das Gymnasium hatte Ferien und die Garnison — Mobilmachung. So fehlten denn die roten Kragen und Aufschläge, die etwa wie die zinnoberfarbenen Jacken auf allen Cuny'schen Bildern in unserm farblosen Norden dazu berufen scheinen, der etwas monotonen Landschaft Leben und Frische zu geben. Alles war still und leer; auf dem Schulplatz wurden Betten gesonnt — es sah aus, als wollten sie die ganze Stadt auffordern, sich schlafen zu legen.

Aber nicht die Ode und Stille der Stadt sollen uns beschäftigen, sondern ihre Sehenswürdigkeiten, klein und groß. Treten wir unsere Wanderung an. Vor dem malerisch im Schatten hoher Linden gelegenen Rathhaus, in dessen Erdgeschosß sich auch die Hauptwache befindet, ruht auf leichter Lafette eine 1849er Kriegstrophäe, während weiter abwärts in Front des stattlichen Gymnasialgebäudes (auf das wir weiterhin in einem eigenen Kapitel zurückkommen) das Bronzebildnis König Friedrich Wilhelms II. aufragt, das die Stadt ihrem Wohltäter und Wiedererbauer errichtete. Es heißt, es sei dies die einzige Statue des Königs im ganzen Preußenlande, König Friedrich Wilhelm II. besitze kein zweites Denkmal. Wenn dem so ist, dann um so besser, daß keine politische Erwägung, keine moralische Überhebung mit zu Räte saß, als vor etwa vierzig Jahren bürgerliche Dankbarkeit einfach aussprach: „Wir schulden ihm ein Denkmal, weil er unser Wohltäter war, und gedenken diese Schuld zu zahlen.“ Die Statue, in etwas mehr denn Lebensgröße, ist eine Arbeit Friedrich Tieck's. Gedanklich ist sie ziemlich unbedeutend und alltäglich, zeigt aber doch in Form und Haltung jenes Maß und jene Einfachheit, die, wo andere Vorzüge fehlen, selbst schon als Vorzug gelten mögen.

Mehr als dies Denkmal nimmt unsere Aufmerksamkeit die alte Klosterkirche in Anspruch, die sich an der Ostseite der Stadt in unmittelbarer Nähe des Sees erhebt und das einzige Gebäude von Bedeutung ist, das von dem großen Feuer von 1787 verschont wurde. Diese Klosterkirche ist ein alter, in gotischem Stile ausgeführter Backsteinbau aus dem Jahre 1253; sie gehörte zu dem unmittelbar daneben gelegenen Dominikanerkloster, von dem seit Restaurierung der Kirche auch die letzten Spuren verschwunden sind. Aber diese Restaurierung gibt eine die halbe Wand des Kirchenschiffs bedeckende Inschrift folgende Auskunft: „Dieses Gotteshaus wurde seit dem Jahre 1806 wiederholt durch feindliche Truppen entweiht und verfiel während des Krieges dergestalt, daß es über dreißig Jahre nicht für den öffentlichen Gottesdienst benutzt werden konnte. Durch königliche Gnadenwohlthat wurde dieses erhabene Denkmal echt deutscher Kunst und Frömmigkeit seiner eigentlichen Bestimmung zurückgegeben, indem es auf Befehl Sr. Majestät Friedrich Wilhelms III. wiederhergestellt und in Gegenwart seines Nachfolgers Sr. Majestät Friedrich Wilhelms IV., feierlich eingeweiht wurde am 16. Mai 1841.“

Aber dieser Inschrift befindet sich eine andere aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, worin die Überweisung dieser Kirche seitens des Kurfürsten Joachims II. an die Stadt Ruppin ausgesprochen wird. Noch andere Inschriften teils in deutscher, teils in lateinischer Sprache, gesellen sich hinzu und mindern in etwas den Eindruck äußerster Obde und Kahlheit, an dem die sonst schöne alte Kirche bedenklich leidet. Dies Verfahren, durch Inschriften zu beleben und anzuregen, sollte überall da nachgeahmt werden, wo man zur Restaurierung alter Kirchen und Baudenkmäler schreitet. Ich sah vor einigen Wochen die in frühromanischem Stil erbaute höchst bemerkenswerte Kirche von Jerichow (bei Genthin); aber die kahlen Wände des Gotteshauses gaben über nichts Auskunft, weder über die frühere Geschichte dieses interessanten Baues, noch über die Art, Zeit und Umstände seiner Restaurierung. Selbst Leuten von Fach sind solche Notizen gemeinhin willkommen; dem Laien aber geht erst aus derartigen Inschriften die ganze Bedeutung solchen Baues auf. Zu den Laien gehört vor allem die Gemeinde selbst. Ohne solche Hinweise weiß sie in der Regel kaum, welche Schätze sie besitzt. Die Unkenntnis und Indifferenz ist grenzenlos und sollte denen

nachzudenken geben, die nicht müde werden, von dem Wissen und der Erleuchtetheit unserer Zeit zu sprechen. Erstaunlich ist es namentlich, wie absolut nichts unser Volk von jener Periode unserer Geschichte weiß, die der vorlutherischen Zeit angehört. Man kennt weder die Dinge, noch die Bezeichnungen für die Dinge; die bloßen Worte sind unserer protestantischen Sprache wie verlorengegangen. Man mache die Probe und frage z. B. einen märkischen Landbewohner, was der „Krummstab“ sei? Unter zwanzigen wird es nicht einer wissen. In der Ruppiner Klosterkirche fragte ich die Küsterfrau, welche Mönche hier früher gelebt hätten. Worauf ich die Antwort erhielt: „Ich jlobe, et sind katholsche gewesen.“

Die Ruppiner Klosterkirche wird in der oben zitierten Inschrift ein „erhabenes Denkmal echt deutscher Kunst“ genannt. Dies ist richtig und falsch, je nachdem. Die Mittelmark Brandenburg, im Gegensatz zur Altmark, ist so arm an hervorragenden Baudenkmalern der gotischen Zeit, daß keine besondere Schönheit nötig ist, um mit unter den schönsten zu sein.

Das Innere der Kirche, das glücklicherweise den Rohziegel statt der nüchternen weißen Tünche zeigt, hat doch immer noch, wie schon angedeutet, zu viel von protestantischer Kahlheit, als daß man sich des glücklichen Einfalls des Malers (das Deckengewölbe hat einen Anstrich) nicht freuen sollte, der gemäß der einzigen nennenswerten Tradition, die die Kirche besitzt, eine Maus und Ratte erkennbar an die Decke malte. Diese Tradition ist folgende: Im Sommer 1564, wenige Tage nachdem die Kirche dem lutherischen Gottesdienste übergeben worden war, schritten zwei befreundete Geistliche, von denen der eine bei der alten Lehre geblieben war, durch das Schiff der Kirche und disputierten über die Frage des Tages: „Eher wird eine Maus eine Ratte hier über die Wölbung jagen“, rief der Dominikaner, „als daß diese Kirche lutherisch bleibt.“ Dem Lutheraner wurde die Antwort darauf erspart; er zeigte nur an die Decke, wo sich das Wunder eben vollzog. Unser Sandboden hat nicht allzuviel von solchen Legenden gezeitigt, und wir müssen das Wenige wert halten, was überhaupt da ist. Einige lokalpatriotische Ruppiner erzählen auch in etwas blasphemistischer Nachahmung des Biblischen: „und der Tempel zerriß“, daß in der Sterbestunde Martin Luthers das Mittelgewölbe der Klosterkirche geborsten sei. Die Sache indes ist entweder eine völlig müßige

Erfindung, oder aber die Übertragung eines merkwürdigen Vorfalls von einer Kirche auf die andere. Ruppín hatte nämlich außer der Klosterkirche noch zwei andere gotische Pfarrkirchen, die während des großen Feuers zerstört wurden. Die Klosterkirche ist eine Schöpfung Gebhardts von Arnstein, Grafen zu Lindow und Ruppín. Dies mag uns im nächsten Kapitel zu einer kurzen Besprechung dieses berühmten Geschlechtes führen.

2

Die Grafen von Ruppín

Die Särge seiner Ahnen
 Standen die Hall' entlang.
 Es stand an kühler Stätte
 Ein Sarg, noch ungefüllt.
 Den nahm er zum Ruhebette,
 Zum Pfähle nahm er den Schild.
 Umland

Friedrich Wilhelm III., wenn er im Auslande reiste, liebte es, unter dem Namen eines „Grafen von Ruppín“ sein Inkognito zu wahren. Auch andere königliche Hohenzollern vor ihm haben ein Gleiches getan, Friedrich der Große zum Beispiel, als er kurz nach seiner Thronbesteigung eine Reise nach Bayreuth und in die westfälischen Landesteile unternahm. Diese Erwägung mag es rechtfertigen, wenn wir uns auch heute noch, nachdem der letzte jenes alten Grafengeschlechts bereits vor drei Jahrhunderten zu seinen Vätern versammelt wurde, die Frage vorlegen: Wer waren die Grafen von Ruppín? Was war es mit ihnen? Wo kamen sie her? Wie war ihr Anfang, ihr Ende?

Mit den erobernden Anhaltinern kam auch ein thüringisch-mansfeldisches Grafenhaus, die Grafen von Arnstein, in die Marken und wurden früher oder später (die Angaben schwanken hierüber) mit Lindow¹ und Ruppín belehnt. Bis ins dreizehnte Jahrhundert hinein nannten sich die neubelehnten Grafen bei ihrem alten Ge-

¹ Dies Lindow ist nicht das Städtchen gleichen Namens, zwei Meilen östlich von Ruppín, dessen Kloster ruinen bis diesen Tag höchst malerisch zwischen dem Wuß- und dem Sudelacksee liegen, sondern die Grafschaft Lindow in der Nähe von Zerbst.

schlechtsnamen: Grafen von Arnstein und nahmen später erst den Titel der „Grafen zu Lindow“ an. Grafen zu Ruppin wurden sie nur ausnahmsweise und irrtümlich genannt, da das Ruppiner Land eine Herrschaft und keine Grafschaft war. Wir aber, ohne historisch-genealogische Skrupel, folgen der später allgemein gewordenen Sitte und sprechen in Nachstehendem von den „Grafen zu Ruppin“.

Die Grafen zu Ruppin waren die mächtigsten Vasallen der brandenburgischen Markgrafen und auch die treuesten wohl. In einem Zeitraum von drei Jahrhunderten schwankten sie in ihrer Loyalität nur einmal, und zwar in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, als die Verwirrungen der bayrisch-luxemburgischen Periode durch das Auftreten des falschen Waldemar ihren Gipfelpunkt erreichten.

Die Ruppiner Grafen waren anders wie andere im Lande. War es der Umstand, daß sie als mächtigste Lehnsträger des Landes fast ebensooft neben den Markgrafen und Kurfürsten als unter ihnen standen, oder waren es in Kraft erhaltene Traditionen, ein ererbter Segen aus dem alten Kulturlande Thüringen her; gleichviel, ihre Sitte, ihr Auftreten hatte wenig gemein mit der Haltung des halb rauflustigen, halb bäurischen Landadels um sie her, und die Künste des Friedens standen ihnen höher als das Waffenhandwerk, das sich selber Zweck ist, oder gar einem fremden Interesse dient.

„Streitbare Grafen“ (*comites bellicosissimi*) werden sie zwar gelegentlich in alten Urkunden genannt, und die Geschichte, wie nicht verschwiegen werden soll, erzählt von einzelnen, die auf der lombardischen Ebene oder auch auf den Heiden von Schonen und Schleswig als Krieger geglänzt hätten; aber das Glück war ihnen selten hold und schien sie durch Nichterfolge belehren zu wollen, daß ihr Schlachtfeld ein anderes sei. Sie waren mit am Kremmer Damm (1331) und wurden geschlagen; sie unterlagen in vielfachen Fehden mit den Pommerherzögen, und Graf Otto, der tapferste unter den Ruppiner Grafen, der bei Falköping an der Seite des Schwedenkönigs Albrecht gegen die „schwarze Margarete“ stritt, teilte das Schicksal seines königlichen Freundes (eines geborenen Herzogs von Mecklenburg) und wurde geschlagen und gefangen. Nicht nur die Traditionen des Hauses, die Natur selber schien die Ruppiner Grafen auf ein anderes Feld als das des Krieges zu verweisen; denn während es von den Grafen zu Pappenheim heißt,

daß sich auf ihrer Stirn zwei blutrote Schwerter gekreuzt hätten, erzählt der Chronist von den Ruppiner Grafen nur, daß sie alle „mit einem Loch im Ohrläppchen geboren wurden“. Welch entschiedener Hinweis auf das zartere Geschlecht!

Sie waren nicht *comites bellicosissimi*, aber sie waren sicherlich, wie sie in anderen Urkunden genannt werden, *virii nobiles et generosi**. Feine Sitte und wahre Frömmigkeit zeichneten sie aus; sie standen fest zur Kirche, und „Mitleid und Guttätigkeit“ waren erbliche Züge. Graf Ulrichs Sprichwort hieß:

Hew ick Geld, so mütt ick gewen
Andre Stände münten ock lewen;

und als, vorher oder nachher, ein anderer Graf Ulrich hinausgetragen wurde, sang man im ganzen Lande Ruppin:

Ulrich, det was en gode Herr
Schade, dat he lewt nich mehr.

Aber die Ruppiner Grafen gingen weiter, weit über so allgemeine Züge wie „Frömmigkeit und Guttätigkeit“, hinaus. Graf Waldemar war ein passionierter Tourist, wenn man ein so modernes Wort will gelten lassen; und Graf Burchardt, ein Freund des dichterischen Markgrafen Otto mit dem Pfeil, dichtete selbst und turnierte mit Versen so gut wie mit Lanzen. Das war damals nicht Landesbrauch zwischen Elbe und Oder; und nur die Grafen von Ruppin, in deren Adern noch das thüringische Blut floß, konnten solch Beginnen wagen. Spärliche Zeilen aus Burchardts Dichtertum sind auf uns gekommen, Worte die er an Elisabeth, sein „geliebt Gemahl“ richtete:

Fulget Elisabeth et floret inter uxores
Quas Rupina fovet clarissimas inter sorores,
Haec mea Lux, mea spes per omnes inter nitores.

Also etwa:

Es leuchtet Elisabeth unter den Frauen
Wie Ruppin unter seinen Schwestern zu schauen,
Mein Trost, meine Hoffnung, um drauf zu bauen.

* großzügige und vornehme Männer.

Die Ruppiner Grafen waren von ihrem ersten Auftreten an Männer von Welt, von Wissen, von Voraussicht und Klugheit; und da sich derartige Elemente damals auf märkischem Boden schwer betreffen ließen, so war ihre vorzüglichste Wirksamkeit in aller Bestimmtheit vorgezeichnet: es waren ritterliche Herren, aber vor allem Hofleute, Diplomaten. Sie kannten und übten die schwere Kunst der Nachgiebigkeit und wußten zwischen Festigkeit und Eigensinn zu unterscheiden. Daher begegnen wir ihnen oft auf den Reichstagen in Kostniz und Worms, als Begleiter und Berater ihrer markgräflichen Herren; und wo es einen Streit zu schlichten gab, da waren die Ruppiner Grafen die Vertrauensmänner beider Parteien, und das Schiedsrichteramt lag, wie erblich fast, in ihren Händen.

Sie waren ein bevorzugtes, hochvornehmes Geschlecht, ein Geschlecht vom feinsten Korn; aber eines mußten sie entbehren und vermiffen — die Liebe ihrer Untertanen. Hastitius, der Chronist, erzählt uns: „Die Grafen waren fromm und demüthig und gütig, aber waren doch wenig geliebt und geachtet trotz aller Gütigkeit. Denn obwohl die Herren Grafen oftmals den Rath und die fürnehmsten Bürger zu Neuen-Ruppin mit ihren Weibern und Kindern zu Gaste geladen und unter den Bäumen zwischen Alten- und Neuen-Ruppin haben Maien-Lauben machen und Tänze aufführen lassen, sie auch wohl traktiret und alles Liebste und Beste ihnen angethan, so sind doch Rath und Bürger den Herren Grafen immer entgegen gewesen.“

Woran es lag, wer die Schuld trug — wer mag es sagen? Kaum Vermutungen lassen sich aussprechen. Einen ersten Grund zu Zerwürfnissen gaben vermutlich die Geldverhältnisse des gräflichen Hauses, die zumal im Lauf des 15. Jahrhunderts von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zerrütteter wurden. Rat und Bürgerschaft mußten aus helfen, die Verpfändungen begannen; so ging der Glanz des Hauses hin, und mit dem Glanz endlich Ansehn und — Liebe. Alles sank hin, zuletzt das Geschlecht selber.

Der letzte war Graf Wichmann, geboren 1503 auf dem alten Seeschloß zu „Alten-Ruppin“. Kaum vier Jahr alt verlor er beide Eltern, und nur die Großmutter Anna Jacobine, eine geb. Gräfin von Stolberg-Wernigerode stand neben dem verwaisten Kinde. Sie war eine stolze, herrschlustige Frau, und während Johann von

Schlabberndorf, Bischof zu Havelberg, nur dem Namen nach die Vormundschaft führte, führte sie Anna Jacobine in Wirklichkeit. Während der Zeit dieser Vormundschaft, im Jahre 1512, fand zu Ruppin auch jenes große, mehrfach beschriebene Turnier statt, das damals im ganzen Lande von sich reden machte und mit einer Pracht begangen wurde, wie sie weder in Berlin noch zu Köln an der Spree bis dahin gesehen worden war. Kurfürst Joachim erschien mit einem reichen Gefolge von bewaffneten Rittern und dreihundert Speerreitern, und mit dem Kurfürsten kam sein Bruder, der Kurfürst Albrecht von Mainz. Die Kurfürstin kam in einer vergoldeten mit Atlas bedeckten Kutsche (der ersten, deren in Norddeutschland Erwähnung geschieht) und wurde von zwölf andern Wagen, die mit purpurfarbenen Decken behangen waren, in welchen „das Hof-Frauenzimmer“ saß, begleitet. Ihnen folgten die Herzoge Heinrich und Albrecht von Mecklenburg, Johann und Heinrich von Sachsen, Philipp von Braunschweig, die Bischöfe von Havelberg und Brandenburg und andere Fürsten mehr. Der Kurfürst und der Herzog Albrecht von Mecklenburg erwiesen sich als die stärksten und gewandtesten beim Turnier. Da die Bewirtung so vornehmer Gäste wohl nur kleinteils durch die Stadt und vorwiegend aus dem gräflichen Säckel erfolgte, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß die gedachte Ehre den finanziellen Ruin beschleunigte.

1520 starb der Bischof von Havelberg, und der siebzehnjährige Wichmann wurde mündig erklärt. Der Druck großmütterlicher Autorität hatte die rasche Entwicklung seiner Gaben nicht zurückhalten können, und der Kurfürst selbst war es, der dem früh Herangereiften trotz seiner Minderjährigkeit die Verwaltung des väterlichen Erbes anvertraute. War doch der Kurfürst selbst mit fünfzehn Jahren zur Herrschaft über die Marken gelangt. Graf Wichmann nahm sogleich den Hans von Zieten zu Wildberg zu seinem geschwornen Rat und ging 1521 im Gefolge des Kurfürsten auf den wichtigen Reichstag zu Worms; aber der Stern des Hauses stand im Niedergang und sein Erlöschen war nah. Zu dem Schwinden von Hab und Gut, zu jeder äußeren Zerrüttung gesellte sich, wie es scheint, ein geschwächerter Körper, eine zerrüttete Gesundheit. Wodurch zerrüttet steht dahin. Der Graf war ein Freund der Jagd und der Frauen, wenigstens erklärt sich nur so die erste Strophe des alten Liedes, das ich weiter unten noch mitzuteilen gedenke.

Auf der Jagd war es auch, wo ihn die tödliche Krankheit besiel. Verschiedene seiner Hofleute rieten zu einem Arzt, aber in Neuenruppin war keine ärztliche Hilfe zu beschaffen (die Städte Ruppin, Buserhausen und Gransee hatten seit 1466 einen gemeinschaftlichen Bader), und einen Arzt von Berlin herbeizuholen, dazu war man bereits zu arm. Das Fieber wuchs, und um es zu bekämpfen (similia similibus)*, heizte man das Zimmer des Kranken wie einen Backofen und gab ihm Met und Wein. Er starb schon nach einigen Stunden. Die alte Gräfin Anna Jacobine (gest. 1526), die ihn unbeschadet ihrer Herrschsucht von Herzen geliebt hatte, war untröstlich über den Tod des Enkels, und die Mönche in Ruppin beklagten den Verlust in folgendem Lied:

Der edle Herr Wichmann zog jagen aus,
Eine falsche Frau ließ er zu Haus
Mit ihren verguldeten Ringen.

„Ach Kersten, lieber Jäger mein,
Mir ist von Herzen allzu weh,
Ich kann nicht länger reiten.“

Sie machten ihm die Stube heiß,
Darinnen ein Bett war weich und weiß,
Drin sollte der Herre ruhen.

Sie schenkten ihm Met und schenkten ihm Wein,
Das nahm dem Herrn das Leben sein,
Dem edlen Herrn Wichmanne.

„Großmutter und lieb Schwester mein,
Steckt in meinen Mund ein Lüchlein
Und kühlst doch meine Zunge.

„Daß ich nun von Euch scheiden soll,
Das machet all der bittere Tod;
Wie gern noch möcht ich leben.“

Ein schwarzer Wagen, drin legten sie ihn,
Sie führten zu Nacht ihn nach Ruppin,
Sie begruben ihn in das Kloster.

* Gleiches mit Gleichem vergelten.

Sie schossen ihm nach sein Helm und Schild,
 Sie hingen auf sein Wappenbild
 Am Pfeiler im hohen Chore.

Die alte Gräfin murmelte still:
 „O weh, o weh, mein liebes Kind,
 Daß ich hier steh — die Letzte.“

Wenige Tage nach dem Tode Graf Wichmanns erschien Kurprinz Joachim (der spätere Joachim II.), um dem Leichenbegängnis beizuwohnen und die Untertanen in Eid und Pflicht zu nehmen. Das Lehen war erledigt, und die Herrschaft Ruppin wurde als Kreis in die Kur- und Mittelmark eingereiht. Die Hohenzollern aber gesellten von jenem Tage an zu der stattlichen Reihe ihrer andern Namen und Würden auch noch den Titel eines „Grafen von Ruppin.“

3

Die Zeit unter den Grafen.
 Bis zum Dreißigjährigen Krieg

Nun fahre wohl, Landfriede! nun Lehndienst
 gute Nacht!
 Es herrscht der freie Ritter, der alle Welt
 verlacht.

All die Zeit über, namentlich während des 14. und 15. Jahrhunderts, hatte Ruppin, wie alle andern märkischen Städte, seine Fehden mit dem umwohnenden Adel; Fehden, zu denen sich von Zeit zu Zeit innere städtische Streitigkeiten oder Volksausbrüche gegen das Gebaren der niederen Geistlichkeit zu gesellen pflegten.

In den Kämpfen zwischen der Stadt und dem Landadel — der außer einem gewissen Standesbewußtsein alle hervorragenden Züge entbehrt zu haben scheint — spielte die sogenannte „Ruhburg“¹

¹ Diese „Ruhburg“ existierte noch, wenn auch halbverfallen, bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts; später wurde sie abgetragen und ihr Mauerwerk bei Aufführung des Ruppiner Rathhauses mit verwandt. Solcher „Ruhburgen“ (d. h. Burgen oder Türme zum Schutz der Viehherden,

eine Rolle. Sie stand auf den Kahlenbergen, eine Meile nördlich von der Stadt auf dem Wege nach Rheinsberg und diente zunächst als „Lug-ins-Land“. Rückten die Feinde an, so gab der Wächter sein Zeichen, und die Bürger mit ihren Knechten und Reifigen, die gemeinhin als Besatzung in diesem Turme lagen, brachen nun hervor, teils um das Vieh zu retten, teils um dem Angriff zu begegnen. Zu nachhaltigen Unternehmungen kam es selten, besonders nachdem beide Parteien die Nutzlosigkeit einer ernsteren Kriegsführung erprobt hatten. Die Abtügen, nach vielfach gescheiterten Versuchen, waren ebenso abgeneigt die wohlverwahrte Stadt² anzugreifen, als die Bürger eine Scheu hatten, sich an der Einnahme unzugänglicher „Sumpfburgen“ zu versuchen. Die immer bedrohte Sicherheit hatte

besonders der Kühe, errichtet) gab es damals viele in der Mark, und noch heute lassen sich einzelne derselben nachweisen. Sie sollten vor Gefahr schützen, aber vor allem sie rechtzeitig erkennen lassen. Deshalb lagen diese Warten in der Regel so hoch wie möglich; am vorteilhaftesten war der „Lug-ins-Land“ bei Gransee gelegen. Die zwei oder drei einzeln stehenden Türme, denen man noch jetzt auf dem Wege nach Rheinsberg begegnet, sind aus verhältnismäßig neuer Zeit und dienten als Fanaltürme, als Wegweiser, wenn Kronprinz Friedrich bei Nachtzeit in raschem Ritt von Ruppin nach Rheinsberg zurückkehrte.

² Alle Städte der Grafschaft: Ruppin, Gransee, Busterhausen, Rheinsberg, waren außerordentlich fest. Was Ruppin angeht, so zogen sich dreifache Wälle — die an der Nordwestseite bis diese Stunde wohl erhalten sind und eine besondere Zierde der Stadt bilden — um die hohe Mauer herum, die von fünfundzwanzig Wachthäusern besetzt war. An Gewappneten war kein Mangel. Die Stadt hatte acht Hauptleute und neben einer Art Miliz noch eine Anzahl berittener Knechte, die mit Handbüchsen, Panzern, Kasketts und Seitengewehren bewaffnet waren. Die Bürger waren durchgängig zum Kriegsdienst verpflichtet und mit Armbrüsten, Spießsen und Lanzen bewaffnet. Eigentliche Söldner oder Lanzknechte kommen vor 1520 in den Kammereiregistern nicht vor. Die Kriegsgerätschaften wurden ohne Ausnahme in Ruppin gefertigt. Die Stadt hatte ihren Schwertfeger oder „Armbostyrer“ (auch Harnswischer oder Harnspuker genannt), ihren „Pulvermeker“, der das Büssen-Krut und Büssen-Lodt (Pulver und Blei) herzustellen hatte, endlich ihren Büchsenmeister, der die „groten und kleinen Büssen“ (Kanonen und Gewehre) gießen und instand halten mußte. Zu jedem der fünfundzwanzig Wachthäuser gehörte eine „Büsse“ oder auch zwei. Die Stadt konnte, nach einer mäßigen Berechnung, fünfhundert Gewappnete ins Feld stellen. Aber dennoch hören wir, historisch verbürgt, von keiner einzigen eingenommenen Burg; nur die Tradition erzählt von einigen wenigen Fällen derart (z. B. Kreuzlin).

auf beiden Seiten zu einem ausgebildeten Defensivsystem geführt, und während jetzt der Grundsatz gilt, daß der Angriff stärker sei als die Verteidigung, war es damals umgekehrt. So begnügte man sich mit Überfällen, bei denen die Bürger insoweit den kürzeren zogen, als ihr Handel und Wandel ein größeres und bequemerer Angriffssubjekt bot. 1365 und 1386 werden in einem Ruppiner Schöffregister die gefürchtetsten Feinde aus der Umgegend genannt. Es sind: Lacke de Wonk (wahrscheinlich Wunsch), Reinecke von Garz, Wedego von Walsleben, Lüdecke von Winterfeldt, Claus von Winterfeldt und Hans von Lüderitz. Die drei erstgenannten Familien sind ausgestorben.

Es kamen selbstverständlich auch „stille Zeiten“; aber wenn auch länger oder kürzer die Fehde ruhte, so ruhte doch selten der Groll im Herzen; und allerorten, wo Adel und Bürger bei Wein und Bier, bei Spiel und Festlichkeit zusammen kamen, war immer Gefahr vorhanden, die alte Fehde neu ausbrechen zu sehen. Die bitterste Fehde der Art, die lange nachwirkte, fiel in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts. Es verhielt sich damit wie folgt:

In einem Wirtshause Ruppins saßen Adlige und Bürger bei einander; man trank, man schwakte, aus dem Schwagen wurde Streit, ein Adliger zog seine Waffe und stach einen der Bürger nieder. Die Tat wurde ruchbar auf der Stelle, und die Stadt, die damals noch ihre eigene Gerichtsbarkeit hatte, ließ den Übeltäter greifen, gefangensetzen und verurteilte ihn zum Tode durch das Schwert. Als das Urteil und die zur Vollziehung festgesetzte Zeit unter dem Adel der Umgegend bekannt wurde, versammelten sich die Edelleute dicht vor dem Tore in der Nähe der Richtstätte, um ihren Standesgenossen zu befreien. Der Rat jedoch, der davon Kunde erhielt, traf seine Maßregeln. Er hielt das Außentor verschlossen und ließ dem Verurteilten zwischen dem Außen- und Innentore („nahe bei dem ersteren, damit die Ritter es hören könnten“) den Kopf abschlagen. Dann wurde das Außentor geöffnet, und die Edelleute durften den Leichnam ihres gerichteten Standesgenossen zur Bestattung mit sich nehmen. Der Adel klagte bei dem Markgrafen, wahrscheinlich bei Albrecht Achill, und der Stadt, die in diesem Falle die Pflicht gehabt hätte, eine höhere Instanz anzurufen — wurde als Strafe auferlegt: hinfort keinen freien Adler mehr im Wappen zu führen, sondern einen verkappten. Noch bis zu Anfang

des vorigen Jahrhunderts deutete ein eisernes Kreuz zwischen Außen- und Innentor die Stelle an, wo die Stadt über ihr Recht hinaus einen ihrer Gerichtsbarkeit nicht unterstellten Adligen vom Leben zum Tode gebracht hatte.

Ob der „verkappte Adler“ den Ruppinern, die im übrigen ihren Willen gehabt hatten, ein besonderes Herzeleid antat, stehe dahin; jedenfalls sahen sie sich von härteren und fühlbareren Folgen betroffen, als sie bei anderer Gelegenheit ebenfalls ihren Rechtseifer nicht gezügelt und an einem Geistlichen, an dem Diakonus Jakob Schildicke, eine „rasche Justiz“ geübt hatten. Die Sache war die:

In der Stadt Ruppin, wie in der Umgegend, waren seit einiger Zeit Diebstähle aller Art verübt worden; Geld, Tuch, goldene und silberne Geräte wurden sowohl aus Privathäusern wie aus Kirchen entwendet. Verdacht entstand gegen diesen und jenen, verschiedene wurden eingezogen; alle aber mußten wieder entlassen werden, weil die Untersuchung nichts gegen sie ergab. Endlich setzte der Magistrat eine Haussuchung fest, von der auch die Geistlichen, deren Ruppin damals gegen fünfzig zählte, nicht ausgeschlossen bleiben sollten. In der Wohnung des Jakob Schildicke fand man das gestohlene Gut. In seinem geistlichen Ornat ward er ins Gefängnis geführt, und sein eigenes Geständnis, das am andern Tage erfolgte, überzeugte die Richter von seiner Schuld. Aber dies eigene Geständnis genügte nicht, und durch Glockenläuten wurde das Volk zusammengerufen, um unter Gottes freiem Himmel ein ordentlich Gericht zu halten und die Strafe für diesen seltenen Verbrecher festzusetzen. So wollten es Richter und Magistrat. Das Volk indes war gegen jeden Aufschub und verlangte stürmisch und ohne gesetzliche Prozedur die augenblickliche Hinrichtung. Zwei Bürger, Koppe Königsberg und Heinrich Keller, wurden durchs Los zu Vollstreckern gewählt (man hatte damals, wenigstens in den kleinen Städten, noch keinen Richter), und Jakob Schildicke, eh' eine Viertelstunde vergangen, hing am Galgen. Dies Stück Volksjustiz — dem entgegenzutreten Richter und Magistrat nicht die Macht hatten — rief innerhalb der gesamten Geistlichkeit einen Sturm des Unwillens hervor; die Bischöfe von Havelberg und Brandenburg brachten es vor den Papst, und Ruppin ward in den Bann getan. Handel und Verkehr stockten, die Tore waren wie gesperrt, und jeder Ruppiner, der sich außerhalb der Stadt betreffen ließ, war vogelfrei. Es kostete viel Buße

und demütiges Bitten, ehe endlich nach sechs Jahren die Absolutionsbulle erwirkt werden konnte; als sie aber endlich da war, fand es der umwohnende Adel bequem, keine Notiz von der Freisprechungsbulle zu nehmen und seine Angriffe unter dem Titel „im Dienst der Kirche“ fortzusetzen.

Die Frage entsteht: Wie stellten sich die Grafen, die doch die nächstoberste Macht im Lande waren, zu all diesen Übergriffen? Waren sie nie zur Hand, um die Städte gegen den Adel, auch nie zur Hand, um den Adel gegen die Städte zu schützen? Es scheint, daß ihnen früh der Zügel der Herrschaft entfiel; mühsam sich selber bei Ansehn haltend, waren sie viel zu schwach, um in jedem gegebenen Fall, gleichviel wie sich die Rollen tauschten, das Recht des Schwächeren gegen den Stärkeren wahrzunehmen.

Schutz kam erst in diesen Landesteil, als ein neues, lebendiges Regiment an die Stelle des alten, hinfälligen trat, als die Hohenzollern — nach dem Tode des letzten Grafen Wichmann — das Ruppiner Land als Lehen einzogen und sich selber als die Herren desselben etablierten. Dies war 1524, wie wir gesehen.

Es kam nun ein Jahrhundert rasch wachsender Prosperität. Die Stadt wußte sich den Hohenzollern zu verpflichten und empfing dafür neben der Bestätigung alter Privilegien neue Vorrechte und Freiheiten. Die Zünfte und Innungen waren stark besetzt, und Handel und Verkehr blühten unter den Joachims, wie es die Stadt nie vordem gekannt hatte. Der kommende Dreißigjährige Krieg warf in den Jahrzehnten, die diesem Kriege vorausgingen, keine Schatten in die Ruppiner Gemüter; ahnungslos lebte jeder dem Augenblick; eine Epoche ungestörten Friedens schien angebrochen, und an die Stelle der kriegerischen Erregtheit, in die einst die nachbarlichen Fehden, die Luitow-Zeit und die Reformationszeit die guten Bürger von Ruppin versetzt hatten, traten jetzt die friedlicheren Aufregungen, in die ein Festzug der Gewerke, eine Predigt gegen die Pluderhosen oder eine „Huldigung“ die Gemüter hineinzuziehen wußte.

Die erste Huldigung, die Stadt und Grafschaft nach dem Tode des letzten Grafen (1524) dem damaligen Kurprinzen Joachim darbrachten, war entweder von besonderer Dürre und Mückternheit, oder die Aufzeichnung faßte sich allzu kurz. Desto mehr erfahren wir über die Huldigung, die gegen Ausgang desselben Jahrhunderts

die Ruppiner dem Kurfürsten Joachim Friedrich leisteten. Kaspar Witte, einer der beiden Bürgermeister, hat den Hergang selbst beschrieben. Es heißt darin:

Am 23. Juni 1598 kamen der Kurfürst samt Gemahlin zur Huldigung nach Neuruppin, mit ihnen waren die Kanzlei und der Hofstaat. Der ganze alte und neue Rat, dazu die Deputierten von Wusterhausen und Gransee, von Lindow, Zehdenick und Altenruppin, als sie hörten, daß der kurfürstliche Zug die Grenze überschritten habe, fuhren auf dreien Wagen bis an den Egelpfuhl, um daselbst Se. Durchlaucht zu begrüßen. Nachdem sie zwei Stunden gewartet hatten, kam der Kurfürst. Der Rat und die Deputierten gingen ihm vierzehn bis sechzehn Schritte entgegen. Er gab jedem die Hand. Der Kanzler Johann von Löben (der Schwiegervater des später so berühmt gewordenen Konrad von Burgsdorf) stellte sich darauf neben den Wagen, und der regierende Bürgermeister Andreas Berlin hielt eine lange Rede und überreichte die Schlüssel der Stadt. Der Kanzler antwortete in einer kurzen Rede. Nun bewegte sich der Zug langsam in die Stadt. Der Magistrat und die Deputierten begleiteten den kurfürstlichen Wagen auf beiden Seiten zu Fuß, ungeachtet es stark regnete, wofür sie aber durch die Unterhaltung mit Seiner Durchlaucht schadlos gehalten wurden. Vom Rosengarten bis zum Rathause stand die Bürgerschaft in zwei Reihen, und unter ihnen 150 „Buntröcke“ oder Soldaten, welche Ehrenschüsse taten. Darauf speiste der Kurfürst samt seiner Gemahlin auf dem Rathause; ihnen zunächst saßen die beiden nächsten Bürgermeister Andreas Berlin und Kaspar Witte. Es herrschte ein heiterer, ungezwungener Ton, und Graf Hunert von Zerbst, der dazumalen kurfürstlicher Hauptmann auf dem Seeschloß von Altruppin war, „brachte viel Scherz und launige Rede an, von Jungfern und Frauen, von Ehebrecherei und anderer Löffelei“. (Unser Gewährsmann Bratring, dem wir diese Stelle entnehmen, bemerkt dazu vorwurfsvoll, daß angenehme Zweideutigkeiten also auch damals schon in gebildeter Gesellschaft betroffen worden seien.)

Die Anwesenheit des kurfürstlichen Paares dauerte zwei Tage. „Der Magistrat hatte die sämtliche Dienerschaft beschenkt, zugleich aber mit allen Köchen und Kammerknechten sich gezankt“ und war deshalb froh, als am dritten Tage die Huldigungsfeierlichkeiten vorüber waren.

Wenn Bürgermeister und Deputierte, wie wir aus dieser Kaspar Witteschen Relation erschen, sich mit „Köchen und Kammerknechten zankten“, so stiegen sie, in besonderer Erwägung dessen, was es damals mit dem Ruppiner Magistrate auf sich hatte, eigentlich tief unter sich selbst herab, denn nach andern Berichten, die uns vorliegen, hatte Ruppin etwa um dieselbe Zeit, wo Joachim Friedrich zur Huldigung erschien, nicht mehr und nicht weniger als sein augusteisches Zeitalter. Die Stadt, so bemerkt der Chronist, trat eben damals in eine Periode ein, die wir mit Recht die gelehrte nennen dürfen. Der Adel, in dessen Händen bis dahin sich die vorzüglichsten Magistratsstellen befunden hatten, kehrte auf seine nachbarlichen Güter zurück, und statt seiner traten „gelehrte und berühmte Männer“ in die erledigten Sitze ein. Ruppin entfaltete sich zu einem Beschützer der Musen und freien Künste, und die Kammereiregister aus dem Schluß des 16. Jahrhunderts geben uns Auskunft darüber, in welcher Weise das Mäzenatentum der Stadt damals nachgesucht und betätigt wurde. Im Jahre 1573 überschickte Nikolaus Rensperger, Künstler und Mathematiker zu Halle, einen geschickt gearbeiteten Quadranten und empfing „33 Groschen“ nebst einem Dankeschreiben — die meisten Arbeiten aber, die eingingen, waren literarisch-theologischer Natur und wurden in artigster Form entgegengenommen. Petrus Sinapius aus Garz schickte sein gelehrtes Carmen „de Sanctis Angelis“* (1580), Balthasar Leutinger überreichte 1585 sein Werk „de Principio theologico**” . Die Honorare, die zur „Ermunterung ferneren Fleißes“ bewilligt wurden, waren nicht bedeutend, Petrus Sinapius erhielt zwei Gulden sieben Groschen, Balthasar Leutinger einen Gulden und elf Groschen; wie bescheiden aber auch diese Ehrensolde sein mochten, sie hatten ihren Wert und ihre Bedeutung in der Vergleichung untereinander. Die eigentlichen belles lettres***, so scheint es, kamen schon damals zu kurz, und George Pondo, der unter dem Titel „der Knabenspiegel“ eine Komödie zu überreichen wagte, erhielt seine Arbeit zurückgesandt unter einfacher Beifügung von sechs Groschen.

Wie seltsam diese Dinge uns heutigen Tages auch erscheinen mögen, sie waren weder kleinlich noch komisch zu ihrer Zeit, und das gelehrte Ruppin von 1570, auf ein halbes Jahrhundert in den

* über die heiligen Engel. ** über das theologische Prinzip. *** schönen Künste.

Rang und Reigen deutscher Universitätsstädte eintretend, genoß vorübergehend die Ehren eines literarischen Tribunals. Erst der Dreißigjährige Krieg machte dem allem ein Ende. Einzelnes aus jener Unglücksepoche gebe ich später, namentlich in dem Kapitel Gottberg. Zunächst wenden wir uns einer hervorragenden wissenschaftlichen Persönlichkeit des Ruppiner „goldenen Zeitalters“ zu.

4

Andreas Fromm

Hispanische Mönche, öffnet mir die Tür! . . .
Laßt hier mich ruh'n, bis Glockenton mich weckt.
Platen

In dieser Epoche des „gelehrten Ruppin“ (vgl. das vorige Kapitel) war es, daß Andreas Fromm, nicht der gekannteste, aber höchstwahrscheinlich der gelehrteste Mann, den die Ruppiner Lande hervorgebracht haben — nach einigen in der Stadt Ruppin selber, nach andern in dem benachbarten Dorfe Plänitz — etwa um 1615 geboren wurde. Ich lasse gleich eingangs folgen, was ich über den Lebensgang dieses mit der Kirchengeschichte unseres Landes in engem Zusammenhang stehenden Mannes habe in Erfahrung bringen können. Dieser Lebensgang, wie beinahe immer bei Künstlern und Gelehrten, besteht im großen und ganzen aus keiner Verkettung äußerlich interessanter Lebensschicksale; indessen die hervorragende Teilnahme Fromms an den theologischen Streitigkeiten der Paul-Gerhardt-Zeit, sein Übertritt zur katholischen Kirche, um diesen Streitigkeiten zu entgehen, endlich seine angebliche, wenn auch durchaus nicht erwiesene Verfasserschaft der Lehninschen Weissagung, machen sein Leben zu einem Gegenstande, der schon Anspruch darauf hat, an dieser Stelle, soweit es das mangelhafte, weil nur etwa zehn Jahre umfassende Material zuläßt, beschrieben zu werden.

Andreas Fromm, nachdem er die lateinische Schule in Ruppin und Perleberg, schließlich das „graue Kloster“ in Berlin besucht hatte, studierte Theologie in Frankfurt und Wittenberg, wurde Rektor in Alt-Damm, bald darauf Professor der Philosophie am Gymnasium zu Alt-Stettin und sah sich 1651 plötzlich und ohne vorgängige Schritte seinerseits von Berlin aus zum Propst an der

Petrikirche erwählt. Er nahm an. Mitglieder des Berlin-Köllner Magistrats hatten ihn wenige Monate früher während eines Besuches, den er in der Hauptstadt gemacht hatte, zufällig im Hause seines Veters des Archidiaconus Johannes Fromm, kennengelernt, und der Eindruck, den er bei dieser verhältnismäßig flüchtigen Begegnung hervorzurufen wußte, war bedeutend genug gewesen, um bei eintretender Vakanz sich seiner in erster Reihe zu erinnern.

Unser Fromm trat bewillkommt von Magistrat und Gemeinde in sein neues Amt ein; drei Jahre später (1654) ward er zum Mitgliede des geistlichen Konsistoriums ernannt, das damals aus Joh. George Reinhardt, erster Konsistorialrat (nicht zu verwechseln mit dem starren Lutheraner Archidiaconus Elias Sigismund Reinhart), Hofprediger Stosch, Kammergerichtsrat Seidel und Andreas Fromm bestand. Gottfried Schardius war Protonotar.

Die ersten Jahre vergingen verhältnismäßig in Frieden; die Erwartungen, die man bei seiner Wahl an ihn geknüpft hatte, erfüllten sich, und alle gleichzeitigen Zeugnisse der Unbefangenen sprechen sich in hohem Maße günstig über seine Gaben und seine Wirksamkeit als Prediger und Seelsorger aus. Er übernahm freiwillig den Religionsunterricht in den obern Klassen des Köllnischen Gymnasiums; er benutzte die wöchentlichen Betstunden, die Bibel vorzulesen und zu erklären; er stellte mit seinen Geistlichen Disputationen an und erwies sich dabei, mehr als es den Eiferern hüben und drüben lieb sein mochte, als ein Mann des Friedens, der Versöhnung, des schönen Maßes, dem es am Herzen lag, das alte echt biblische Christentum an die Stelle des schroff-lutherischen und schroff-kalvinistischen zu setzen¹. Als Lutheraner geboren und erzogen, stand er

¹ In einem Gutachten, das der Kurfürst eingefordert hatte, schrieb er im wesentlichen wie folgt: „Ew. Kurf. Durchlaucht fragen, welchergestalt die lang desiderirte christlich-brüderliche Verträglichkeit gestiftet werden könne. Ich halte dafür, das würde helfen, daß beide Theile eine Zeitlang das Streiten ließen, legten beiderseits ihre Partikular-Confessionen eine Weile an die Seite, nähmen die Bibel und gingen damit zurück in die ersten 500 Jahre der Christenheit, thäten als wenn sie zu derselben Zeit lebten, da diese Spaltung noch nicht war, setzten sich in Demuth zu den Füßen der bewährtesten heiligen Väter... und suchten aus der Väter Lehren, nach Anweisung des Vicentii Lirinensis, das zusammen, quod ubique, quod semper, quod ab omnibus creditum est (was irgendwo immer von allen geglaubt worden ist), womit dann z. B. fortfallen würde, was Augustinus über Gnadenwahl und Prädestination (et gratia et

freilich innerhalb der lutherischen Kirche, aber ohne von der Unantastbarkeit einzelner besonders den Streit nährenden, dabei zum Teil erst in nach-lutherischer Zeit vereinbarten Glaubenssätze überzeugt zu sein. Die „Formula Concordiae“, die von den Wittenbergischen Ultras* als Palladium der reinen Lehre verehrt und als ein rechter Prüfstein für das volle Maß der Rechtgläubigkeit angesehen wurde, erschien ihm lediglich als eine unselige Scheidewand zwischen Lutheranern und Calvinisten. Er glaubte, wenn nicht an eine Verschmelzung, so doch an eine Versöhnung der beiden Konfessionen, an die Möglichkeit eines einträchtigen Nebeneinandergehens und beklagte deshalb die unerbittliche Rechthaberei der Lutheraner, deren Starrsinn (um die Mitte des 17. Jahrhunderts, wo der Streit neu aufzuleben begann) die Möglichkeit einer Ausgleichung, oder gegenseitigen Seltenlassens, immer weiter hinausrückte.

Widerstand nun schon dieser Starrsinn seiner ganzen, zu Nachgiebigkeit und Kompromiß geneigten Natur, so widerstrebten ihm ganz besonders die Formen, in denen lutherischerseits der Streit geführt wurde. Die Wittenberger, die Formula-Concordiae-Männer, die — was wohl zu bemerken ist — damals noch keineswegs die

praedestinatione) Hartes gesagt hat... Thäte man so, man würde in kurzer Zeit von Luther und Calvin und Formula Concordiae wenig mehr hören, und was die neuen Lehrer aus einander gepredigt haben, das würde Gott durch die alten Lehrer bald wieder zusammenbringen.“ (Die Formula Concordiae [Konkordienformel] ist, wie es der Name anzeigt, ein Einigungsbuch, in dem sich die Lutheraner über gewisse Streitfragen einigten und feststellten, was hierfür in betreff dieser Fragen das Richtige sein solle und was nicht. Dies Einigungsbuch, das aus einem kürzer abgefaßten und einem weiter ausgeführten Teil [die aber beide dieselben Fragen behandeln] besteht, wurde auf Veranlassung des Kurfürsten August von Sachsen von zwölf lutherischen Theologen ausgearbeitet und 1580 veröffentlicht. Zweck war: das Eindringen einzelner kalvinistischer Lehren in das Luthertum zu verhindern. Es sind elf Streitfragen, worüber die Formula Concordiae Festsetzungen trifft. Die wichtigsten sind: die Lehre von der Erbsünde, vom freien Willen, von den guten Werken, vom heiligen Abendmahl und von der Vorherbestimmung und Gnadenwahl. Die Konkordienformel in ihrer Bekämpfung dessen, was sie kalvinistische Irrlehre nennt, betont selbstverständlich die leibliche Gegenwart Christi im heiligen Abendmahl und lehnt sich gegen die Prädestinationslehre auf. Wer sich zur Formula Concordiae bekannte, hatte dadurch seine Gegnerschaft gegen den Calvinismus ausgesprochen.)

* Radikalen.

Unterdrückten waren und eher Zwang übten als litten, die Wittenberger waren ihm einfach zu derb, und die Sprache ihrer Polemik, die bloßen Titel ihrer Parteischriften erfüllten ihn mit Abneigung und Unbehagen. Titel, wie der folgende: „Eine unzeitige, abgeschmackige, falsche Prophetenfeige und synkretistische (d. i. glaubensmengerische), dicke, fette General-Lüge, welche sich neuerdings eingefunden hat“, waren damals in der polemischen Literatur der Wittenberger an der Tagesordnung, und Ausrufe, wie: „die Calixtiner sind verdammt“, wurden allsonntäglich auf den Berliner Kanzeln gehört. Diakonus Heingelmann an der Nikolaikirche, einer der größten Eiferer, predigte damals wörtlich: „So verdammen wir denn die Papisten, die Kalvinisten und auch die Helmstädter. Mit einem Worte, wer nicht lutherisch ist, der ist verflucht.“ Das war nicht ein Auftreten, das dem feineren Sinn unseres Fromm gefallen konnte; Gesinnung wie Sprache waren ihm ein Schmerz und ein Greuel, und er schrieb, als ihm jene Heingelmannschen Worte hinterbracht worden waren, an den Hofprediger Bergius: „Ach lieber Gott, wo will doch solche Teuffelei endlich hinaus.“

Keineswegs geneigt, wegen einzelner offener Fragen rundab mit dem Luthertum zu brechen, aber verletzt durch die Art und Weise, in der sich das orthodoxe Luthertum tagtäglich äußerte, bildete sich bei ihm wie von selbst eine gewisse Hinneigung zu den Reformierten in seinem Herzen aus. Sie waren die feineren Leute und deshalb seinem Wesen näher verwandt. Man kann noch heute innerhalb der politischen Welt vielfach daselbe beobachten. Konservative und Liberale, die zufällig in ihrem zunächstgelegenen Kreise nur gröblichgeartete Elemente ihrer eigenen Partei vorfinden, ziehen es vor, in Leben und Gesellschaft mit ihren Gegnern zu verkehren, wenn sie wahrnehmen, daß diese Gegner ihnen in Form und Sitte näherstehen. Die Verschiedenartigkeit der Ansichten kann zwischen feineren Naturen unter Umständen zu einem gesteigerten Bindemittel werden; nur grob und fein schließen einander aus. So ähnlich war es mit unserm Fromm. Das Maßvollere, das dem Schmähern und Schimpfen Abgeneigtere, das die Kalvinisten (was sonst auch ihre Mängel sein mochten) vor den zelotischen Wittenbergern voraus hatten, tat seiner Natur wohl, und aus dieser Empfindung heraus gestaltete sich ein Freundschaftsverhältnis zu einigen der reformierten Geistlichen, ganz besonders zum Hofprediger Stosch. Leider

sollte dasselbe nicht zu seinem Glücke führen. Die vertraulichen Briefe, die er eine Reihe von Jahren hindurch an Stosch richtete, und die alle darauf hinausliefen, den Eigensinn, die Untoleranz der Wittenberger zu verurteilen, entschied später, als das Verhältnis zwischen den Freunden sich zu trüben begann, über sein Schicksal.

Diese Trübung des Verhältnisses konnte aber schließlich kaum ausbleiben; der Entwicklungsgang, den die kirchlichen Dinge in unserem Lande nahmen, führte direkt darauf hin. Wir werden sehen wie:

Die Lutheraner hatten, um ein schon oben gebrauchtes Wort zu wiederholen, eine Reihe von Jahren hindurch eher Zwang geübt als Zwang gelitten; aber diese Sachlage blieb nicht dieselbe. Auf die siegreichen Jahre der Formula Concordiae folgten die bitteren Jahre des „Revers“. Die Geschichte des „Revers“ war aber in Kürze folgende: Der Kurfürst, nach langem Zögern endlich der Zänkereien müde, deren tiefere Bedeutung ihm nicht einleuchten wollte, entschloß sich zu einem energischeren Vorgehen gegen den immer lauter werdenden Unfrieden in der Kirche. Er erließ Edikte „gegen das unnötige Eifern, Gezänk und Disputieren der Geistlichen auf den Kanzeln“, zu deren Inhalt und sachlicher Berechtigung die Geistlichen sich durch Unterzeichnung eines Reverses bekennen mußten². Der Schritt war vielleicht unvermeidlich, und das

² Solche „Reverse“ existierten in verschiedener Fassung. Eine Formel lautete wie folgt: Daß Wir Endes benannte Prediger bei der Lutherischen Kirchen zu Berlin in Unserm Lehr-Ambte bey den Glaubens- und Lebens-Lehren, und namentlich auch in denen zwischen Uns und den Reformirten schwebenden streittigen Puncten bey Dr. Lutheri Meinung und Erklärung, wie selbige in Augustana Confessione und deren Apologia enthalten, und demnach auch in Gemeinschaft der Allgemeinen Lutherischen Kirchen beständig zu bleiben gemeint seien, jedoch aber bei Tractirung der gedachten Controversien Uns zugleich unverbrüchlich halten wollen, wie in den Churft. Brandenburgischen Edictis de anno 1614, 1662 und 1664 Uns anbefohlen ist, Solches thun wir mit diesem eigenhändig unterschriebenen Revers angeloben, urkunden und bekennen. (Diese Edikte, die sich untereinander ergänzen, verboten das Studieren in Wittenberg, ordneten Rückberufung der dort Studierenden innerhalb drei Monaten an und äußerten sich in betreff der Zänkereien wie folgt: „So mögen denn die Wittenberger sich des unseligen Verdammens und Verlethens, sowie der Verhöhnung der Personen und aller höhnischen Vorstellung ihrer Lehren enthalten und sich also bezeigen, daß sie neben der Wahrheit auch den

Harte, was darin lag, zum guten Teile wohlverdient; dennoch war es ein Zwang, der auf einen Schlag die ganze Sachlage umgestaltete und aus denen, die bis dahin die Drückenden gewesen waren, plötzlich die Gedrückten machte. Ein Notschrei ging durch das Land; Städte und Ständeversammlungen protestierten gegen die kurfürstliche Forderung, aber ohne Erfolg. Der Kurfürst bestand auf dem Revers. Viele unterzeichneten, andere weigerten sich, legten ihr Amt nieder und gingen außerhalb des Landes. Unter diesen letztern war Paul Gerhardt.

So war der allgemeine Verlauf der Dinge. Die Frage entsteht jetzt: Wie stellte sich unser Andreas Fromm zu dieser veränderten Sachlage? Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein. Fromm, der dem Zelotismus der Wittenberger jahrelang voll Unwillen und Unbehagen den Rücken zugekehrt und den Duldsprinzipien der Reformierten sich zugewandt hatte, er mußte in demselben Augenblick das leis geknüpft Band auch wieder lösen, wo er erkannte, daß die Reformierten ihren Sieg nur erfochten hätten, um schließlich dieselbe oder vielleicht eine härtere Unduldsamkeit zu üben, wie die Wittenbergischen Eiferer. Er war, wie wir gesehen haben, eine auf Freiheit, Maß und Schönheit gestellte Natur, und jede Art der Bedrückung ihm gleich verhaßt. Mehr denn einmal war er Zeuge der Gewissensangst gewesen, die einzelne Geistliche bei Unterschrift des Reverses empfunden hatten, und der Entschluß reifte in ihm heran, sich gegen diese Bedrückung aufzulehnen. Die Gelegenheit bot sich bald. Johann Müller, Prediger zu Ribbeck, der einer Streitsache wegen vor das Konsistorium geladen war, sollte bei dieser Gelegenheit den bekannten Revers unterschreiben und weigerte sich dessen mit der Versicherung, daß die Unterschrift wider sein Gewissen sei. Als man immer heftiger in den erschrockenen Mann eindrang, konnte sich Fromm nicht länger halten. Er erklärte es für unrecht, einen Revers zu fordern, wenn jemand sein Gewissen dadurch beschwert fühle, und brach zuletzt in die Worte aus: *Vim patitur ecclesia Lutherana, die Lutherische Kirche leidet Zwang.*

Frieden suchen, und die brüderliche Liebe unter den Christen eher erwecken als dämpfen.“ Ähnliche Ermahnungen, besonders aber die Aufforderung, gewisse Hypothesen nicht als die alleinige Wahrheit anzusehen, kehren in den Edikten vielfach wieder. Es war unbedingt hart für die Lutheraner, darüber einen „Revers“ ausstellen zu sollen.)

Dies Wort, von einem Mitgliede des Konsistoriums inmitten einer Sitzung desselben geäußert, machte ein außerordentliches Aufsehen. Es wurde dem Kurfürsten hinterbracht. Dieser, der wie es scheint, unserm Fromm wohlwollte, verlangte nur, „daß das Scandalum hinweggenommen und die Äußerung von seiten des Propstes als eine Übereilung anerkannt werde“. Aber hierzu konnte sich Fromm nicht verstehen. Er schrieb an den Kurfürsten, er habe anfangs, da er noch auf Toleranz zwischen den beiden Parteien gehofft, das Unheil, das nun herauskomme, nicht vor Augen gesehen und habe zugegeben, so viel das Gewissen nur zugeben könne. Nunmehr sei er, *re diu et accurate pensitata**, der Ansicht, daß die begehrten Reverse von den Lutherischen nicht mit gutem Gewissen ausgestellt werden könnten. „Ich bitte“, so schließt er, „um Gottes und so vieler geängstigten Gewissen Willen, Ew. Churfürstliche Durchlaucht erbarme sich doch und überhebe sowohl die Prediger als die Ordinandos des Reverses, und lasse uns doch in Gnaden widerfahren, was den Päpstlichen nicht versaget wird.“

Nach dieser Erklärung wurde Fromm aus dem Konsistorium entlassen. Die Brücken zwischen ihm und den Reformierten waren abgebrochen, und was das schlimmste war, das Luthertum, das abwartend draußen stand, war so abgeneigt wie möglich, demjenigen, der so lange sein wenigstens scheinbarer Gegner gewesen war, jetzt goldene Brücken zu bauen. Es gab nur ein Mittel, eine kirchliche Gemeinschaft wieder zu gewinnen, und dies Mittel hieß: Widerruf, Lossagung von aller Synkretisterei und Glaubensvermischung. Fromm, vergeblich nach einem andern Ausweg suchend, war bereit, unter das Joch hinwegzugehen, aber er wollte das beschämende Wort des Widerrufs wenigstens nicht in Berlin, nicht innerhalb seiner alten Umgebung sprechen. Auch stand Stosch mit den Frommschen Briefen im Hintergrund und wartete auf einen eclat**. Diesen „Eclat“, auch wohl sonstige „Weiterungen“ (denn die Mißstimmung bei Hofe war groß) wollte Fromm unter allen Umständen vermeiden. So verließ er denn heimlich die Stadt am 20. Juli 1666, in der er jahrelang, wie selbst seine Gegner nicht zu bestreiten wagen, segensreich gewirkt hatte.

Er ging nach Wittenberg, wo er in die Hände des strengen Abraham Calow fiel. Dieser unterzog ihn einer Prüfung und nahm

* nachdem er die Sache lange und genau erwogen hätte. ** Aufsehen.

ihn endlich in die streng-lutherische Gemeinschaft wieder auf, nachdem der scheinbar Bekehrte den in Sachsen gebräuchlichen Religionseid geschworen und dieselbe Formula Concordiae unterschrieben hatte, gegen die er während der Jahre seiner besten Kraft als gegen einen Druck und Zwang der Gewissen (wie später gegen die Reverse) geeifert hatte.

Die Umkehr, hart wie sie war, hätte wenig zu bedeuten gehabt, wenn sie ehrlich gemeint gewesen wäre. Aber sie war nicht ehrlich gemeint und konnte es nicht sein. Alles was unserm Fromm jemals als Bedrückung und Unfreiheit, gleichviel von welcher Seite, erschienen war, erschien ihm jetzt nicht minder so, und lediglich müde und matt dem Ansinnen Abraham Calows nachgebend folgte er mehr dem Zuge einer stumpfen Verzweiflung, als einer neuen, freudigen Überzeugung. Er, der Freiheit für jeden gewollt hatte, mußte sich schließlich selbst in die Unfreiheit tun.

Daß ihn Wittenberg wenig befriedigte, erwies sich bald. Die Superintendentur in Eisenberg, im Sächsischen, war vakant geworden, und alles deutete darauf hin, daß ihm dieselbe zufallen werde; aber diese Aussicht, statt ihn zu erheben, drückte ihn vollends nieder. Abraham Calow und Formula Concordiae, Wittenberg und starres Luthertum, alles lag bergeschwer auf ihm, schwerer denn je zuvor und — seine Seele sehnte sich nach Freiheit. Wenn nicht nach Freiheit so doch nach Ruhe. Er hatte das Bedürfnis dem Hader zu entfliehen. Und er floh wirklich. Eine Reise vorschützend machte er sich von Abraham Calow heimlich fort und ging mit seiner Frau und fünf Kindern in aller Stille nach Prag. Zu Anfang des Jahres 1668 legte er daselbst in einer Kirche der Jesuiten das katholische Glaubensbekenntnis ab. Nicht lange darauf wurde er in den gewöhnlichen Abstufungen zum Priester geweiht. Sein Übertritt machte Aufsehen, sowohl innerhalb der protestantischen wie auch in der katholischen Welt, und ein Jesuit namens Tanner entwarf einen ausführlichen Bericht über die Feierlichkeiten, die bei seinem (Fromms) Übertritt stattgefunden hatten. Die Protestanten begnügten sich Spottverse auf ihn zu machen, und einer stellte aus seinem Namen Andreas Fromm das Anagramm zusammen: den fraß Roma. Fromm selbst lebte noch eine Reihe von Jahren und starb 1685 als Kanonikus zu Leitmeritz in Böhmen. Während dieser seiner letzten Epoche, die, wenn nicht die glücklichste, so doch jeden-

falls die friedlichste Zeit seines Lebens war, soll er nach Ansicht von Otto Schulz (des bekannten Berliner Schulrats und Herausgebers der Paul Gerhardt'schen Lieder) die Lehninschen Weissagungen geschrieben und die Muße, die ihm der Katholizismus gewährte, zu einem Beurteilungsgedicht der protestantischen Hohenzollern benutzt haben. Ich kann diese Ansicht nicht teilen³.

Ebensowenig kann ich die Ansicht derer gutheißen, die unsern ehemaligen Propst von St. Petri zu einem zweideutigen, mindestens zu einem schwachen Charakter haben stempeln wollen. Er war einfach ein Mann, der in einer Zeit, die in kirchlichen Dingen durchaus ein „Entweder, Oder“ verlangte, sich mit Wärme (ich verweise auf sein schönes Gutachten an den Kurfürsten) für ein „Weder, Noch“ entschied. Er war ein feinfühligler Mann, dem alles Gröbliche und Rücksichtslose widerstrebte, er war ein freisinniger Mann, dem alles tyrannische Wesen, gleichviel ob es Hof oder Geistlichkeit, Volk oder Regierung übte, widerstand. Als der lutherische Zelotismus drückte und peinigete, neigte er sich, wie wir gesehen haben, dem glatteren

³ Ausführlicher über die Lehninsche Weissagung spreche ich bei Gelegenheit von „Kloster Lehnin“ in einem spätrn Bande dieser Wanderungen. Hier nur so viel, daß bekanntlich der Streit noch immer schwankt, ob die Lehninsche Weissagung wirklich von einem Lehniner Mönche ums Jahr 1300, oder aber als Falsifikat (Fälschung) in einer späteren Epoche geschrieben wurde. Die meisten Stimmen vereinigen sich dahin, daß die sogenannte Prophezeiung am Schluß des 17. Jahrhunderts in den letzten Lebensjahren des Großen Kurfürsten oder doch nur wenig später verfaßt wurde; darin gehen aber alle jene Stimmen wieder auseinander, wer der Verfasser gewesen sei. Jeder, der sich mit dieser Frage beschäftigt hat, hat auch seine eigene Hypothese und seinen eigenen Kandidaten aufgestellt. Der Kandidat unseres Otto Schulz heißt: Andreas Fromm. Drei Beweise bringt er für die Verfasserschaft des letztern bei: 1. er hatte vor vielen andern die Fähigkeit und 2. vor vielen andern die Veranlassung (Groll, Bitterkeit) dazu; endlich 3. war er der spezielle Freund Martin Seidels, in dessen Bibliothek man (nach Seidels Tode) das Manuskript der „Weissagung“ vorfand. — Diese drei Punkte sind geschickt zusammengestellt, aber sie genügen keineswegs. Nach der ganzen Charakteranlage Andreas Fromms liegt wenig Grund zu der Annahme vor, daß er seine Sicherheit und seine Muße zu einem Angriff auf die Hohenzollern (die dem Unfrieden und den Zänkereien gerade ebenso abhold waren wie er selbst) hätte benutzen sollen. Das lag nicht in ihm. Außerdem sprechen Einzelheiten, besonders in den acht Zeilen, die sich auf Georg Wilhelm und den Großen Kurfürsten beziehen, gegen diese Annahme teils durch das, was sie sagen, noch mehr durch das, was sie nicht sagen.

und mehr weltmännischen Calvinismus zu; als die Reformierten Gewissenszwang zu üben begannen, stellte er sich wieder — nicht der Dogmen halber, sondern als freier Mann — auf die lutherische Seite. Es fehlte ihm, wenn nicht umgekehrt dies gerade sein Vorzug war, an dogmatischer Strenge; aber er hatte die schönsten Seiten des Christentums: die Liebe und die Freiheit. Wäre er eine schwache oder gar eine zweideutige Natur gewesen, hätte er sein irdisches Wohl über sein ewiges gesetzt, so hätten wir die Wandlung, die ihn wieder zu den Lutherischen zurückführte, oder ihn wenigstens bewog, im Konsistorium ihren Anwalt zu machen, sich nie an ihm vollziehen sehen. Seine Briefe an Stosch hatten ihn bereits halb in das Lager der Calvinisten übergeführt, und er brauchte auf dem betretenen Wege nur einfach weiterzuschreiten, um einer glänzenden Laufbahn sicher zu sein. Die Reformierten hätten ihn freudig begrüßt, die Lutheraner ihn ohne Verwunderung scheiden sehen. Er tat es nicht — er hatte den Mut, auf halbem Wege stillzustehen, sich zwischen die Parteien zu stellen. Er wußte, daß sein Schicksal in Stoschs Händen lag, aber er sprach dennoch in voller Sitzung des Konsistoriums sein „*Vim patitur ecclesia Lutherana*“, weil über alle Klugheit und alle Berechnung hinaus sein Herz immer bei den Unterdrückten war. Daß er sich dem Abraham Calow auf kurze Zeit überantwortete, anstatt gleich den Schritt in den Ruhehafen des Katholizismus zu tun, mag man als eine Schwäche tadeln, aber die Mutter dieser ängstlich nach dem Ziele tappenden Verirrung war die — Verwirrung. Pastor Reinhart, einer von den hartköpfigsten Lutheranern jener Epoche soll freilich, lange bevor die geschilderte Katastrophe kam, über unsern Fromm geäußert haben: „der Kerl sieht aus wie ein Jesuit, und er wird auch noch einer werden“ — aber wir möchten aus diesem Kraftspruch, der ohne Not zu einer Art Prophezeiung gemacht worden ist, einfach den Schluß ziehen, daß unser Andreas Fromm von St. Petri ein Mann von glatteren Formen war als Elias Sigismund Reinhart von St. Nikolai. Abrißens existiert bekanntlich auch heute noch kein Geistlicher, und wenn er an der Grenze der Lichtfreundschaft stände, dem nicht irgend einmal nachgesagt worden wäre: „er sähe aus wie ein Jesuit und würde auch noch einer werden“.

Andreas Fromm flüchtete in den Katholizismus. Die aus Gewissenhaftigkeit und Eigensinn, aus Überzeugungstreue und engherziger

Philisterei geborenen Zänkereien jener Epoche trieben ihn an ein Ziel, an das er in den glücklichen Jahren seines Wirkens nicht einmal gedacht haben mochte. Konsistorialrat Martin Friedrich Seidel (Fromms besonderer Freund) schrieb über ihn: „Wollte Gott, es wäre dieser Fromm mit Glimpf und gütlichen Mitteln bei unserer Lutherischen Kirche behalten und von solchen extremen Schritten abgehalten worden. Ich muß ihm das Zeugnis geben, daß ihm Gott stattliche Gaben verliehen hatte.“ Und selbst Otto Schulz, der sonst eher als Ankläger denn als Verteidiger unseres Fromm auftritt, schließt mit den Worten: „Seine innerste Gesinnung war christlich; nichts als das Gezänk im Innern der evangelischen Kirche und das Schwanken, sowohl in der Lehre als in der Verfassung, haben ihn aus der Kirche herausgetrieben.“

5

Kronprinz Friedrich in Ruppin

Die Wetter waren verzogen,
Die Sonne wieder schien —
Es spannt sich ein Regenbogen
Auf dem dunklen Grunde Küstrin.

Das der Thronbesteigung des großen Königs vorhergehende Jahrzehnt, also der Zeitraum von 1730—1740, pflegt nach einer Geseß gewordenen Annahme in zwei ungleiche Hälften geteilt zu werden, in die düstern Tage von Küstrin und in die lachenden Tage von Rheinsberg.

Diese Einteilung, die sich noch durch den Reiz des Gegensatzes empfiehlt, mag der ganzen Welt ein Genüge tun; nur die Stadt Ruppin hat ein Recht, dagegen zu protestieren und eine Dreiteilung in Vorschlag zu bringen. Zwischen den Tagen von Küstrin und Rheinsberg liegen eben die Tage von Ruppin.

Es ist wahr, die Ruppiner Episode ist unscheinbarer, undramatischer; kein Bayardorden wird gestiftet und kein Ratt tritt auf das Blutgerüst, aber auch diese stilleren Tage haben ihre Bedeutung. Versuch' ich es, ihnen in Nachstehendem ihre Existenz zurückzuerobern.

Am 26. Februar war Kronprinz Friedrich von Küstrin in Berlin wieder eingetroffen; zwölf Tage später (am 10. März) folgte seine Verlobung. Aller Zwiespalt schien vergessen. „Obrißlieutenant Fritz“, über dessen Haupt vor nicht allzu langer Zeit das Schwert geschwebt hatte, war wieder ein „lieber Sohn“ und Oberst und Chef eines Regiments. (Seit dem 29. Februar 1732.) Dies Regiment, das bis dahin kompanieweise in den kleinen Städten der Priegnitz und des Havellandes, in Perleberg, Pritzwalk, Lenzen, Wittstock, Kyritz und Nauen in Garnison gelegen und nach seinem frühern Chef den Namen des von der Goltz'schen Regiments geführt hatte, wurde jetzt zu größerer Bequemlichkeit für den Kronprinzen, oder behufs besserer Kontrolle in zwei Garnisonen, Ruppin und Nauen, konzentriert. Das Regiment selbst erhielt den Namen „Regiment Kronprinz“, später von 1744 an „Prinz Ferdinand“, unter welchem Namen es die Kämpfe des Siebenjährigen Krieges, den Zug in die Champagne und endlich die Schlacht bei Jena mitmachte. Ich berichte über dies Regiment weiterhin ausführlich in einem eignen Kapitel.

Bratring, in seiner Geschichte Ruppins, schreibt, daß im Jahre 1732 das zweite Bataillon des Prinz-von-Preußen-Infanterieregiments nach Ruppin verlegt worden sei. Dies ist in doppelter Beziehung nicht ganz richtig. Es gab damals noch gar kein Prinz-von-Preußen-Infanterieregiment und konnte keins geben, denn es gab noch keinen Prinzen von Preußen. Erst 1744 wurde Prinz August Wilhelm zum Prinzen von Preußen ernannt und seinem Regiment der entsprechende Name „Prinz-von-Preußen-Infanterieregiment“ zuerteilt. Sein Regiment hieß bis dahin das Prinz Wilhelmsche Regiment. Dies stand allerdings bis 1732 zu Neuruppin in Garnison; es kam aber — und dieser Irrtum ist der gewichtigere — in genanntem Jahre nicht nach Ruppin, sondern wurde umgekehrt von Neuruppin nach Spandow fortverlegt, um dem einrückenden Regiment Kronprinz (bis dahin von der Goltz) Platz zu machen.

Wenn wir, wie im Nachstehenden geschehen soll, die Entschlüsse und Erlasse des königlichen Vaters zusammenstellen, die jener Zeit der Wiederversöhnung angehören, und die sich sämtlich und ganz ersichtlich damit beschäftigen, dem wieder angenommenen Sohne sein Entrée und sein Leben in Neuruppin möglichst angenehm zu machen, so wird man von der Vorsorglichkeit und einer gewissen

Zärtlichkeit des Vaterherzens (eines Vaters, der 18 Monate früher mit dem Tode gedroht hatte) nicht wenig überrascht. So scheint es ihm zu Ohren gekommen zu sein, daß Ruppin eine ruhige alte Stadt sei und auf einem seiner Pöke, auf dem noch jetzt existierenden Neuen Markte, einen alten Militärgalgen für die Deserteure habe. Voll feinen Gefühls erkennt er, daß solch ein Anblick gleich beim Eintritt in die Stadt an die ersten Küstriner Tage, an den November 1730 erinnern könnte, und in folgenden Erlassen trifft er Vor- sorge, daß dem Auge des Sohnes solch Anblick erspart werden möge. „Der Galgen soll außer der Stadt herausgeschafft, auch die Palli- saden an die Mauer gesetzt und alle Schlupflöcher zugemacht wer- den. Muß alles gegen den 20. Juni fertig sein. Auch soll das Haus dicht bei des Obristen von Breech Quartier, so der Kronprinz zu Dero Quartier choisiret, gehörig aptiret werden.“ (Potsdam, Reskript vom 24. Mai 1732.) Aber nicht nur der häßliche Schmuck des Neuen Marktes soll fort, die ganze Stadt soll sich dem Ein- ziehenden, dem neuen Mitbürger in ihrem besten Kleide präsen- tieren, und so heißt es in einer zweiten Order vom Tag darauf: „das Prinz Wilhelmische Regiment soll den 1. Juni aus Neu-Rup- pin ausmarschiren. Dann soll gleich der Koth aus der Stadt ge- schafft und die Häuser, die noch nicht abgeputzt sind, sollen ab- gepuzt werden.“

Wir haben in Vorstehendem festzustellen gesucht, welches Regi- ment damals als „Regiment Cronprinz“ nach Ruppin und Nauen hin verlegt wurde; schwerer ist es, sich zu vergewissern, welches Ba- taillon in Ruppin und welches in Nauen lag. Wir finden darüber Widersprechendes. Am 22. April (1732) erläßt der König folgendes Reskript an den Kriegsrat Lützens: „Das erste Bataillon des cron- prinzlichen Regiments soll in Nauen und das andre Bataillon in Neu-Ruppin vom 1. Juli 1732 an einquartieret werden“, und im Einklang mit dieser Order schreibt derselbe Kriegsrat Lützens noch am 20. Juni an den Ruppiner Magistrat: „So wird denn also das zweite Bataillon des besagten Regiments am 26. Juni in Ruppin einmarschiren.“ Aber der König oder der Kronprinz müssen plötzlich ihre Ansicht hierüber geändert haben, denn schon Anfang Juli heißt es in einem Briefe aus Ruppin: „Unsre neue Garnison ist einge- rückt, das erste Bataillon des Regiments „Cronprinz“ ist hier, auch der Cronprinz selbst, der Obrist-Wachtmeister usw.“ Diese letztere

Angabe stimmt auch mit Preuß überein. Ingleichen bestätigen die Papiere, die mir zur Hand sind, die Angabe, daß von den fünf Kompanien des zu Nauen in Garnison liegenden Bataillons eine weggenommen und der Ruppiner Garnison zugeteilt wurde. In einem Reskripte vom 30. November 1733 heißt es: „Von den 5 Compagnien des Kronprinzlichen Regiments, die zu Nauen liegen, soll eine Compagnie und zwar die des von Calebus nach Neu-Ruppin verlegt werden.“ Dies geschah, weil Nauen zu klein war für eine so große Garnison. So viel von dem Regiment, dem der Kronprinz als Chef und Oberster vorgefetzt war.

Die nächste Frage ist: Wann traf der Kronprinz in Neuruppin ein? Preuß sagt: „bereits im April“. Dies scheint nur in gewissem Sinne richtig zu sein. Er war allerdings im April dort, aber wie wir annehmen müssen nur auf einen oder auf wenige Tage, nur ausreichend, um eine passende Wohnung zu suchen. Der König in dem oben zitierten Reskript vom 24. Mai schreibt: „Die Wohnung, die der Kronprinz zu seinem Quartier choisirt*, soll aptiret** werden“, woraus sich mit ziemlicher Gewißheit ergibt, daß er (der Kronprinz) selber da war, um eben die Wahl, die choix zu treffen. Aber ebenso sicher scheint es, daß er erst Ende Juni zu wirklichem Aufenthalte in Ruppin eintraf, denn nicht nur, daß den Behörden (oder Privaten) die für die „Aptierung“ der Oberst von Breech'schen Wohnung Sorge zu tragen hatten, ausdrücklich bis zum 20. Juni Zeit gelassen wurde, es schreibt auch der Fähnrich von Buddenbrock am 22. Juni: „Die neue Garnison wird am 26. d. erwartet und der Kronprinz wird im Breech'schen Hause logiren.“ Also er war noch nicht da und traf erst, mutmaßlich am gleichen Tage mit seinem Bataillon, gegen Ende des Juni am neuen Wohnort ein.

Das Palais, das er bezog, lag in der Nähe der Stadtmauer, nur durch einen Garten von ihr getrennt und war durch die Verbindung zweier Nachbarhäuser, der Wohnung des mehrgenannten Obristen von Breech und des Obristleutnants von Möllendorff, die bis dahin wahrscheinlich das Prinz Wilhelmsche Regiment geführt hatten, so gut es die Eile gestattete, hergestellt worden. An Komfort mochte Mangel sein, und dieser Umstand trug gewiß das seine dazu bei, daß zwei Jahre später das Rheinsberger Schloß gekauft und, nachdem

* wählt. ** zurechtgemacht.

es hergerichtet war, zum entschieden bevorzugten Aufenthaltsort gewählt wurde.

Suchen wir nun festzustellen, wie der Kronprinz seine Ruppiner Tage zubrachte.

Was ihn nachweisbar zuerst und zumeist in Anspruch nahm, war die Ausbildung seines Regiments und die Verschönerung der Stadt. Die ernstliche Beschäftigung mit dem „Dienst“ fing an, ihm den Soldatenstand lieb zu machen. Er achtete auf Kleines und Großes; nichts erschien seinem Interesse zu gering. Standen Revuen vor dem Könige in Aussicht, so wurden beide Bataillone in Ruppin zusammengezogen, um dem Regimente durch gemeinschaftliche Manöver eine Haltung wie aus einem Guß zu geben. Der Kronprinz sah seine Anstrengungen belohnt. Sein Regiment bewährte sich gleich bei der ersten Revue so glänzend, daß es durch Erscheinung und Exerzitium allgemeine Bewunderung erregte. Die neue Uniform, in der es erschien, war der von des Königs Grenadier-Regimente ähnlich, aber mit silberner Stickerei und karmoisinfarbenen Aufschlägen¹. Der strenge Vater war befriedigt.

Kaum minder als der „Dienst“ beschäftigte ihn die Verschönerung der Stadt. Daß Ruppin bis diesen Augenblick sich seines „Walls“, einer prächtigen, mit schönen und zum Teil sehr alten Bäumen bepflanzten Promenade, erfreut, ist des Kronprinzen Verdienst. Hier erwies er sich von einem richtigen Gefühl geleitet ausnahmsweise als Konservator, während er ja im allgemeinen den Geschmack seiner Zeit teilte, die sich eitel darin gefiel, an die Stelle des poetisch Mittelalterlichen die Flachheit des Kasernenbaues, oder die Schnörkelei des Rokoko zu setzen. Drei Wälle hatten in alter Zeit die Stadtmauer zu weiterem Schutz umgeben. Schon während der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hatte man mit Abtra-

¹ Gleich nach seinem Eintreffen in Ruppin fand zu Ehren der neuen Uniform (das Golz'sche Regiment hatte bis dahin Blau und Gold getragen) folgende Szene statt. Der Kronprinz lud die Offiziere vor eins der Tore, wo sie einen brennenden Holzstoß fanden. Erfrischungen wurden gereicht. Als alles guten Humores war, begann der Prinz: „Nun meine Herren, da wir hier alle versammelt sind, so dächte ich, wir erzeigten der Golz'schen Uniform die letzte Ehre.“ Dabei zog er Rock und Weste aus und warf sie ins Feuer. Die Offiziere taten desgleichen. Unter lautem Gelächter folgten schließlich auch die Beinkleider. In neuer Uniform kehrte man in die Stadt zurück. Diese Szene ist charakteristisch für den Ton, der herrschte.

gung dieser Wälle begonnen und die zugeschütteten Gräben als Gartenland parzelliert. Kaum aber war der Kronprinz in Ruppin erschienen, so erkannte er, welchen Schmuck man auf dem Punkte stand, der Stadt zu rauben. Dies erkennen und dagegen einschreiten war eins.

Die *Miscellanea historica* unsres Gewährsmannes, des Dr. Bernhard Feldmann, geb. 1704 in Berlin, gest. 1776 in Neuruppin, enthalten darüber folgendes: „Schon 1732 inhibirte S. K. Hoheit die Abtragung der Wälle und conservirte also die noch übrigen, land- oder nordwärts vom Rheinsbergischen bis zum Berliner Thore gelegenen, so noch stehen und mit alten Rüstern, Eichen, Buchen, Haseln usw. bewachsen sind; auch ließ sie der Kronprinz noch mit vielerlei Sorten Bäumen bepflanzen und an ihrem Ende (beim Berliner Thore) mit einem schönen Garten zieren, wodurch der ‚Ball‘ zum angenehmsten, beschatteten Spaziergang voll Nachtigallen geworden ist.“

Kronprinz Friedrich hatte vier volle Jahre von 1732 bis 1736 seinen festen Wohnsitz in Ruppin, aber nur während des ersten Jahres gehörte er dem Ruppiner Stilleben mit einer Art Ausschließlichkeit an. Vom Juni 1733 an drängten sich die Ereignisse, die ihn oft monatelang und länger von „Haus und Garten, die ihm lieb geworden waren“, fernhielten. Seiner Vermählung im Juni 1733 folgte vier Monate später die Erwerbung Rheinsbergs, und eh noch der Umbau des Rheinsberger Schlosses, der ohnehin sein lebhaftes Interesse in Anspruch nahm, zur Hälfte beendet war, führte die Wiedereröffnung der Feindseligkeiten zwischen Frankreich und dem Kaiser (im Sommer 1734) unsern Kronprinzen an den Rhein. Am 7. Juli war er in Wiesental, wo der Generalleutnant von Röder mit den preussischen Truppen im Lager stand. Aber „im Kaiserlichen Heere war nur noch der Schatten des großen Eugen“, der einundsiebzigjährige Held hatte sich überlebt. Philippsburg ging verloren, das tatenlose Hinundherziehen wurde unerträglich, und gegen Ende Oktober erblickten wir den Prinzen wieder daheim in seiner „geliebten Garnison“.

Zweierlei hatte ihm der lorbeerarme Kriegszug eingetragen: zunächst und allgemein einen Einblick in die Schwächen der kaiserlichen Armee, daneben speziell und allerpersönlichst — einen Freund. Dieser Freund war Chasot.

Wie das Jahr 1734 einen längern Aufenthalt am Rhein gebracht hatte, so brachte das folgende Jahr eine mehrmonatige Reise nach Ostpreußen. Uns aber beschäftigen diese Ausflüge nicht länger, sondern wir halten uns innerhalb der Bannmeile von Ruppin und suchen uns ein Bild dieser spätern Ruppiner Tage zu entwerfen.

Das Rheinsberger Schloß schmückt und erweitert sich mehr und mehr, der Tag der Übersiedelung jedoch ist noch fern, und die bescheidenen Ruppiner Räume müssen zunächst noch genügen. Die Stadtwohnung läßt viel zu wünschen übrig, aber die Sommermonate gehören dem „Garten am Wall“. Hier lebt er heitere, mußevolle Stunden, die Vorläufer jener berühmt gewordenen Tage von Rheinsberg und Sanssouci. Allabendlich nach der Schwere des Dienstes zieht es ihn nach seinem „Amalthea“² hinaus. Der Weg durch die unsaubern Straßen der alten Stadt ist ihm unbequem, so hat er denn für ein Mauerpfortchen Sorge getragen, das ihn unmittelbar aus dem Hofe seines „Palais“ auf den Wall und nach kurzem Spaziergang unter den alten Eichen desselben in die lachenden Anlagen seines Gartens führt. Da blüht es und duftet es; Levkojenbeete ziehen sich an den Steigen hin, Melonen werden gezogen, und auf leis' ansteigender Erhöhung, ziemlich inmitten des Gartens erhebt sich der „Tempel“, der Vereinigungsort des Kreises, den der Kronprinz hier allabendlich um sich versammelt. Das Souterrain enthält eine Küche, und der „Tempel“ selber ist einer jener oft abgebildeten Pavillons, die auf sechs korinthischen Säulen ein flachgewölbtes Dach tragen und in den Parks und Gärten jener Epoche als Eßzimmer sich einer besonderen Gunst erfreuten. Der Mond steht am Himmel, in dem dichten Gebüsch des benachbarten Walls schlagen die Nachtigallen, die Flamme der Ampel, die von der Decke herabhängt, brennt unbeweglich, denn kein Lüftchen regt sich, und keine frostig abwehrende Prinzlichkeit stört die Heiterkeit des Kreises. Noch ist kein Voltaire da, der seine Pikanterien mit graziöser Handbewegung präsentiert, noch fehlen die Algarotti, d'Argens und Lametrie, all die berühmten Namen einer späteren Epoche — Offiziere seines Regiments sind es zunächst noch, die hier der Kronprinz um sich versammelt: v. Kleist, v. Rathenow, v. Knobels-

² Amalthea, die Nymphe, welche den Jupiter mit der Milch einer Ziege ernährte, auch diese Ziege selbst; also hier etwa Milchwirtschaft, Meierei.

dorff³, v. Schenkendorff, v. Groeben, v. Buddenbrock, v. Wyllich, vor allem — Chasot⁴.

Das Leben, das er mit diesen Offizieren führte, war frei von allen Fesseln der Etikette, ja ein Übermut griff Platz, der unsern heutigen Vorstellungen von Anstand und guter Sitte kaum noch gefallen will. Fenstereinwerfen, Liebeshändel und Schwärmer abbrennen zur Angstigung der Frauen und Landpastoren zählte zu den beliebtesten Unterhaltungsmitteln. Man war noch so unphilosophisch wie möglich.

So kam der August 1736 heran; der Umbau des Rheinsberger Schlosses war beendet, und der Umzug, die Übersiedelung fand statt. Von da an beginnen die glänzenden, die vielgefeierten Rheinsberger Tage. Aber diese schönen Rheinsberger Tage, die das Ruppiner Leben verdunkelt haben, waren doch nicht so völlig das Ende des Ruppiner Interregnums, wie einer allgemeinen Vorstellung nach geglaubt wird. Vielmehr fand jetzt ein Austausch, eine Art Rückzahlung statt, und wenn von 1733 an die Ausflüge nach Rheinsberg Ruppin um die andauernde Anwesenheit des Kronprinzen gebracht hatten, so war von jetzt an Ruppin der Gegenstand und das Ziel beständiger, freilich zum Teil durch den „Dienst“ gebotener Besuche. Viele seiner Briefe geben Auskunft darüber, wie teuer ihm die Stadt war, in der er vier glückliche Jahre verlebt hatte. Entweder tragen jene Schriftstücke das Datum Ruppin und führen dadurch den Beweis längeren oder kürzeren Aufenthalts daselbst,

³ Dieser v. Knobelsdorff ist nicht Georg Wenzeslaus v. K., der berühmte Baumeister und Freund des Königs, sondern Carl Siegmund v. K. aus dem Hause Bobergsberg. Er blieb bei Chotusitz (Gzaslau). Georg kam allerdings 1735 auf Besuch nach Ruppin, legte den Garten an und baute den „Tempel“, der auf einer Kuppel die Statue Apollons trug. Der Besuch wird nur wenige Wochen gedauert haben. So kurz indessen dieser Aufenthalt war, so war er doch lang genug, um ihn 1736 von Rom aus schreiben zu lassen: „Die Instrumentalmusik hat mich noch nie in Verwunderung gesetzt, und ich wünschte wohl, denen Römern ein Ruppinsches Concert hören zu lassen.“

⁴ Chevalier Chasot, der während der Rheinkampagne (1734) im französischen Heere diente, hatte das Unglück, einen Anverwandten des Herzogs von Boufflers im Duell zu töten. Er floh deshalb in das Lager des Prinzen Eugen, zunächst nicht, um in Dienst zu treten, sondern nur um ein Asyl zu finden. Beim Prinzen Eugen lernte ihn der Kronprinz kennen, dem er später nach Ruppin hin folgte.

oder flüchtige Zeilen von Potsdam, Berlin und andern Punkten aus geschrieben, sprechen seine Sehnsucht aus nach seiner „geliebten Garnison“. So schreibt er im Juni 1737 von Berlin aus an Suhm: „Den 25. gehe ich nach ‚Amalthea‘, meinem Garten in Ruppin. Ich brenne vor Ungeduld, meinen Wein, meine Kirschen und meine Melonen wieder zu sehen“; und 1739 noch (am 16. Juni) heißt es in einem vom Ruppiner Garten aus datierten Briefe: „Ich werde morgen nach Rheinsberg gehn, um allda nach meiner kleinen Wirthschaft zu sehen; hier wollen keine Melonen reif werden, so gerne wie ich auch gewollt, daß ich meinem Gnädigsten Vater die Erstlinge des Jahres hätte schicken können.“

Diese beiden Briefe sind insoweit wichtig, als sie keinen Zweifel darüber lassen, daß Kronprinz Friedrich seinem „Amalthea“ zu Ruppin keineswegs den Rücken kehrte, vielmehr vom August 1736 an eine Art Doppelwirtschaft führte und an die Gärten und Treibhäuser, hier wie dort, die gleichen Ansprüche erhob. Sonntags las er in Ruppin seine Predigt, während Des Champs vor der Kronprinzessin und dem Hofe in Rheinsberg predigte.

Selbst noch unmittelbar nach der Thronbesteigung (im Sommer 1740) sah die Stadt Ruppin den nunmehrigen König Friedrich II. häufig in ihren Mauern, und bis zum Spätherbst desselben Jahres blieb es zweifelhaft, ob Ruppin oder Potsdam oder Rheinsberg der erklärte Lieblingsaufenthalt des neuen Königs werden würde. Großartige Gartenanlagen, die eben damals entworfen wurden, schienen für Ruppin zu sprechen, aber die weite Entfernung von der Hauptstadt führte endlich zu andern Entschlüssen. Die Terrassen von Sanssouci wuchsen empor und — Ruppin war vergessen. Es ist zweifelhaft, ob der große König in sechsundvierzigjähriger Regierung es jemals wieder gesehen.

Die Frage bleibt uns zum Schlusse übrig: Was wurde aus diesen Schöpfungen, großen und kleinen, die die Anwesenheit des Kronprinzen ins Dasein rief? Was haben 120 Jahre zerstört, was ist geblieben?

Zunächst das Stadtpalais. 1744 schenkte es der König an seinen jüngsten Bruder den Prinzen Ferdinand, der zum Chef des ehemaligen Kronprinzlichen Regiments ernannt worden war und in der Epoche, die dem Siebenjährigen Kriege vorausging, in Ruppin seine Garnison hatte. Auch nach 1763, und zwar bis 1787, wo das

große Feuer die Stadt zerstörte, scheint sich der Prinz, wenn nicht andauernd (er lebte meist in Friedrichsfelde bei Berlin), so doch vielfach bei seinem Ruppiner Regiment aufgehalten zu haben. Wenigstens muß ich das aus der Existenz zweier Bilder schließen, die als einzige Überbleibsel aus dem ehemals kronprinzlichen, später Prinz Ferdinandschen Palais, bis diesen Augenblick in Ruppin existieren. 1787 brannte dies „Palais“ nieder, und nichts wurde gerettet als die eben erwähnten zwei großen Bilder, Porträts der Königin Maria Antoinette und der Kaiserin Katharina. Beide Bilder (einem einfachen Ruppiner Bürger gehörig) rühren, wie aus dem hier dargestellten Lebensalter der beiden Fürstinnen unschwer zu berechnen ist, etwa aus dem Jahre 1780 her, denn Maria Antoinette erscheint als eine jugendliche Schönheit von einigen zwanzig, Katharina als eine mehr denn stattliche Matrone von über fünfzig Jahren. Aus dem einfachen Umstande, daß das abgebrannte Palais diese beiden Bilder überhaupt enthielt, zieh' ich den Schluß, daß Prinz Ferdinand bis 1787 häufiger in Ruppin gelebt haben muß; denn aus der kronprinzlichen Zeit von 1732 bis 1740 können natürlich die Bildnisse zweier Fürstinnen nicht stammen, von denen die eine damals ein Kind, die andere noch gar nicht geboren war. Privatpersonen aber waren damals in den allersehrsten Fällen in der Lage, die Wände ihres Zimmers mit den lebensgroßen Porträts fremder Fürstlichkeiten schmücken zu können. Was die Bilder selbst angeht, so macht das wohlerhaltene Porträt der schönen Habsburgerin einen sehr gefälligen Eindruck, während das Bildnis der Kaiserin Katharina mit dem Andreaskreuz auf der Brust nicht nur quantitativ durch Umwandlung aus einem ursprünglichen Kniestück in ein Bruststück, sondern weit mehr noch qualitativ durch einen plump aufgetragenen Firnis verloren hat. Die Umwandlung in ein Bruststück erfolgte, wie mir der Besitzer vertraulich mitteilte, durch einfache Anwendung einer großen Zuschneideschere und war nötig, weil die untere Partie bis zum Gürtel hinauf schwer gelitten hatte. Der Erzähler hatte keine Ahnung von dem Bedeutungsvollen seiner Rede, oder von der historischen Gerechtigkeit, die die große Zuschneideschere geübt.

Das „Palais“ selbst ist niedergebrannt, aber ein apart aussehendes Haus (das sogenannte Molliusche Haus) ist an derselben Stelle aufgeführt worden, wo 1732 die nachbarlichen Häuser des Obristen

Breedy und des Obristleutnants Möllendorf zu einer Art von prinziplichem Palais verbunden wurden. Die Straße, die zu diesem Hause führt, führt wie billig den Namen der Prinzenstraße, und der prächtige alte Lindenbaum, der wie ein grüner Schild seine Zweige vor dem poetisch dreinschauenden grauweißen Hause ausbreitet, schafft hier ein Bild, wie es dieser Stelle wohl paßt und kleidet.

Zwischen dem Hause und der Stadtmauer liegt jetzt ein Gärtchen. Wir passieren es und stehen vor der Mauerpforte, die den Kronprinzen allabendlich auf den schönen „Ball“ zu führen pflegte, wenn er nach dem Dienst und der Arbeit des Tages sich erhob, um im „Tempel“ den obenbenannten Freundeskreis zu versammeln.

Die Pforte ist jetzt vermauert, und es kostet uns einen Umweg, um die Außenseite der Mauer und den „Ball“ zu gewinnen. Seine schattigen Gänge führen uns jetzt nach „Amalthea“.

Hier im Garten ist noch manches, wie es war. Die Einrichtungen sind verändert, allerhand Neubauten sind entstanden, aber die Einfassungsmauer ist geblieben, und die hohen Platanen im Hintergrunde, die über die Mauer hinweg mit den draußen stehenden Bäumen Zwiesprach halten, sind noch lebendige Zeugen aus den friderizianischen Tagen her. Vor allem existiert noch der „Tempel“. Nicht sind es Säulen mehr, die das Kuppeldach tragen; ein solides Mauerwerk mit Tür und Fenstern ist an ihre Stelle getreten und bildet ein rundes Zimmer von mäßiger Größe, eben ausreichend zu einem Souper von sechs.

Wir sind die glücklich Geladenen. Der Wein lacht in den Gläsern, die Unterhaltung wächst an Frische und Leben, die Wandluchter brennen, und durch die offenstehende Tür trifft Mondlicht und Abendkühle den froh versammelten Kreis. Es ist als wäre die alte Zeit wieder da, und ungesucht wird unser Beisammensein zu einer Darstellung, zu einer Szene aus: „Kronprinz Friedrich in Ruppin“, ein Stück, das noch geschrieben werden soll. Die passenden Kostüme fehlen freilich, denn an was erinnerten unsere Reiseröcke weniger, als an die silbergestickten Uniformen der Offiziere des Kronprinzlichen Regiments; aber was den Kostümen gebricht, das wird aufgewogen durch die künstlerische Treue der Kulissen und Requisiten. Wir haben die alte Zeit leibhaftig um uns her, nicht völlig die Zeit des Kronprinzen Friedrich, aber doch immer die friderizianische Zeit. Die Spiegel mit ihren Rahmen in Barock, die Tische mit ihren

ausgeschweiften Füßen, die Atlasgardinen, das Deckengemälde (eine „Geburt der Venus“ darstellend), alles erinnert an jene reizvolle, aus profaischen und poetischen Elementen wunderbar gemischte Zeit, die ihr Kleid in den Schlössern der Ludwige, ihren Gehalt aber in den Schlössern der Friedriche empfing. Und dort ist er selbst, der seinem Jahrhundert den Namen gab. Aus der Nische hervor leuchtet sein Auge, und um ihn her, an den Wandpfeilern entlang, schließt sich ein bunter Kreis von Zeitgenossen: Prinz Heinrich und Voltaire, Zieten und Lessing, Gluck und Kant.

Unsere Gläser klingen zusammen. „Es lebe die alte Zeit und was sie groß gemacht!“

Wir brachen auf und traten in den Garten. Die Nachtigallen schlugen auf dem „Wall“. Es klang wie ein Protest gegen die „alte Zeit“ und wie ein Loblied auf Leben und Liebe.

6

General von Günther

Und Ihm,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut,
Ihm hab' ich mich ganz ergeben.

Johann Heinrich Günther, ein ausgezeichnete Führer leichter Truppen, der glorreich fortsetzte, was unter Zieten und Belling begonnen worden war, wurde im Sommer 1736, also in demselben Jahre, in dem Kronprinz Friedrich nach Rheinsberg übersiedelte, zu Neuruppin geboren. Er war aus bürgerlichem Stande. Sein Vater stand als Feldprediger beim Regiment Kronprinz und zeichnete sich durch Kanzelberedsamkeit aus.

Der Sohn, unser General Günther, gehört unbestreitbar zu den bedeutendsten Persönlichkeiten, die aus den Mauern Neuruppins hervorgegangen sind; dennoch bin ich nicht völlig sicher, daß unsere Darstellung vor dem alten Reitergeneral haltmachen und ihm die pflichtschuldigen Honneurs erweisen würde, wenn nicht im Lauf der Zeiten die Person Günthers durch das Geflüster „er sei ein illegitimer Sohn des Kronprinzen Friedrich“, ein gesteigertes Inter-

esse gewonnen hätte. Dies Gerücht (wir werden zu untersuchen haben, woraus entstanden) war sicherlich ohne alles Fundament, dennoch hat es sich erhalten, auch jetzt noch, wo die Glaubwürdigkeit desselben wenigstens stark erschüttert ist. Günthers Biograph der spätere Kriegsminister von Boyen, der während des polnischen Feldzuges als Adjutant des Generals auch in persönlich nahe Beziehungen zu demselben trat, spricht von der Mutter desselben als von einer „guten und frommen Frau“, eine Bezeichnung, die er vermeiden haben würde, wenn er irgendwelche Veranlassung gehabt hätte, jenes Gerücht als begründet anzusehen. Die Frage bleibt freilich: Wie konnte solch Gerücht überhaupt entstehen? Welche Scheingründe waren tätig, um einer müßigen Erfindung wenigstens das Kleid einer gewissen Wahrscheinlichkeit zu leihen? Es ist wahr, man hat von einer frappanten Ähnlichkeit zwischen dem General und dem großen König gesprochen, hat in dem Aufsteigen eines Bürgerlichen und Feldpredigersohns bis zum Freiherrn und zum Generalleutnant den Beweis erblicken wollen, daß es mit dem also Ausgezeichneten „noch etwas Besonderes auf sich gehabt haben müsse“, aber man hat dabei übersehen oder übersehen wollen, daß eine frappierende Ähnlichkeit zwischen den Hohenzollern und den Offizieren ihrer Armee bis diesen Augenblick eine täglich wiederkehrende Erscheinung ist, und daß ferner die hohen Auszeichnungen, deren sich gegen das Ende seiner Tage hin unser General allerdings zu erfreuen hatte, ihm nicht vom großen Könige, sondern von den beiden Nachfolgern desselben, zumal von Friedrich Wilhelm III., zuteil wurden. Kurz heraus, die Sache ist eine Mythe, für deren Entstehung wir außer dem Umstand, daß das Oberst v. Breech'sche Haus, das der Kronprinz in Ruppin bewohnte, allerdings durch seinen bloßen Namen schon an die kurz vorhergegangenen intimen Beziehungen zur schönen Frau von Breech (in Tamsel bei Küstrin) erinnerte, keine andere Erklärung, als die Sucht des Menschenherzens finden können, hervorragende Persönlichkeiten durch Ausstaffierung mit sogenannten „interessanten Verhältnissen“ womöglich noch interessanter zu machen.

Nach dieser Abschweifung, die zur Aufklärung über einen oft erwähnten Punkt nötig war, fahre ich in Zusammenstellung des biographischen Materials fort, das ich imstande gewesen bin über unsern Helden zu sammeln.

Johann Heinrichs Jugendjahre, die er zunächst im Hause seiner verwitweten Mutter verlebte, scheinen Jahre der Entbehrung gewesen zu sein. Nichtsdestoweniger setzte die Mutter alles daran, ihn für das geistliche Amt zu erziehen, in dem der Vater des Knaben bereits Befriedigung und Auszeichnung gefunden hatte. Die Universität Halle bot dazu in mehr als einem Sinne die Mittel. Bald nach Ausbruch des Siebenjährigen Krieges, wahrscheinlich im Jahre 1757, trat unser Günther seine theologischen Studien an der berühmten Hochschule an. Aber diese Studien wurden bald unterbrochen. War es, daß die wachsende Not des Vaterlandes den festen Willen heranreifte, Gut und Blut für die Sache des Königs einzusetzen, oder war es — wie eine andere Lesart lautet — die Überzeugung, daß vielleicht morgen schon ein Zwang da eintreten würde, wo heute noch die Möglichkeit eines freiwilligen Entschlusses war, gleichviel, der Eintritt in die preussische Armee erfolgte.

Ernst Moriz Arndt in seinen „Wanderungen und Wandelungen mit dem Freiherrn v. Stein“ erzählt den Hergang nach Mitteilungen, die er dem Geheimen Kriegsrat Scheffner (in Königsberg) zu verdanken scheint, im wesentlichen wie folgt:

„Bald nach Ausbruch des Siebenjährigen Krieges standen vier unter einander befreundete Jünglinge in den Listen der Hochschule Halle eingeschrieben. Sie hießen Scheffner, Neumann, l'Estocq und Günther. Alle vier haben sich später auf verwandtem Felde ausgezeichnet. Eines Abends beim Commers führte das Gespräch darauf hin, daß sie binnen kürzester Frist für die Armee gepreßt und eingekleidet werden würden. Nach einigem Hin- und Hererwägen reifte der Entschluß in ihnen, lieber gleich als Freiwillige in ein Husaren-Regiment einzutreten. Scheffner, nachdem er ehrenvoll gedient, lebte noch 1813 als Kriegs- und Domainenrath in Königsberg; Neumann wurde durch seine tapfere Vertheidigung Kosel's, l'Estocq durch seinen entscheidenden Angriff in der Schlacht bei Preussisch-Eylau berühmt; Günther aber glänzte, zumal während des polnischen Feldzuges von 1794, durch seine organisatorischen Talente und verdient in gewissem Sinne ein Vor-Scharnhorst genannt zu werden.“

Boyer stellt den Hergang minder poetisch dar. Darnach war es kein „berühmtes Husarenregiment“, in das unser Günther zunächst eintrat, sondern das „Kommissariat“, eine wichtige, aber doch im-

merhin ziemlich prosaische Sache. Er gab diese unkriegerische Stellung aber in Bälde auf, focht zunächst in dem Freibataillon von Angelesly, dann im sogenannten Trümbach'schen Korps und kam erst nach dem Schluß des Krieges als Stabsrittmeister zum Kürassierregiment Basold. Während des Krieges war er mehrfach verwundet worden. Die Beförderungen gingen jetzt langsamer denn je, und zwanzig Jahre verflossen, bevor er vom Stabsrittmeister bis zum Oberstleutnant avancierte. Als solcher erhielt er 1783 das Kommando über die schwarzen Husaren. Zwei Jahre später avancierte er zum Obersten, und 1788 ernannte ihn König Friedrich Wilhelm II. zum Chef des Bosniakenregiments.

Diese fünfundzwanzig Friedensjahre — der bayerische Erbfolgekrieg war kaum als ein Krieg zu rechnen — hatten unserm Günther wenig Gelegenheit gegeben, nach außen hin zu zeigen, von welchem Metall er war. Nur in einem allerengsten Kreise wußte man schon damals, was man an ihm besaß. In kleinen Garnisonstädten vergingen ihm die Jahre, 1789 ward er Generalmajor. An dem Champagnefeldzug und der Rheinkampagne nahmen die Truppen, bei denen Günther stand, nicht teil, und auch die letzten zehn Jahre seines Lebens würden mutmaßlich ohne kriegerische Lorbeern für ihn geblieben sein, wenn nicht Kosciuszko's Auftreten und der unprovokierte Angriff Madalinskis auf eine kleine südpreußische Landstadt (am 15. März 1794) das Signal zu einem kurzen, aber erbitterten Kampfe an den Ufern der Weichsel und Narew gegeben hätte. Die nun folgenden Sommermonate waren es, die unserm Günther Gelegenheit boten, sich als einen Parteigänger und Avantgardenfürher von ungewöhnlicher Begabung zu zeigen, als einen raschen und kühnen Reitergeneral, wie er seit den Tagen Zietens nicht dagewesen war. Droysen in seinem Leben Dord's (Dord war Offizier in Günthers Korps) schildert unsern General wie folgt: „An der Spitze seiner Bosniaken, in den hastigen Plötzlichkeiten des Parteigängerkrieges, war er in seinem Element, er selbst immer voran. Seine Schlaueit und körperliche Gewandtheit gaben ihm die Lust der Gefahr; er verstand es, sie bei seinen Leuten bis zur Tollkühnheit zu steigern, aber indem er es rücksichtslos mit jedem Feinde aufzunehmen schien, lag seiner Kühnheit die besonnenste Berechnung zum Grunde. So verstand er es, den Leuten die Zuversicht des Erfolges zu geben. Eine kurze Anrede — dann ging es

mit niederwerfendem Ungestüm auf den Feind. Kam es besonders hart, so hielt er wohl eine Ansprache wie die folgende: „Alles ist reiflich und behutsam erwogen; auch habe ich gethan, was zu allen Dingen den Segen bringt, habe Gott den Herrn um seinen allmächtigen Beistand angefleht, wenn wir aber doch nicht gewinnen, so hole euch verfluchte Kerle alle der Teufel, denn dann tragt ihr allein die Schuld.“

Nach Vorausschickung dieser allgemeinen Bemerkungen, die den Mann und den Geist, der in seiner Truppe lebendig war, sehr anschaulich schildern, wenden wir uns den Ereignissen selber zu, die ihm Gelegenheit gaben, solche Ansprache zu halten.

Die polnischen Besitzungen Preußens (das sogenannte Südpreußen) waren damals viel ausgedehnter als jetzt und im Verhältnis zu dem weiten, weder durch Kunst noch Natur befestigten Areal sehr schwach mit Truppen besetzt. Die nächste Aufgabe, die den Truppenführern nach Ausbruch der Feindseligkeiten zufiel, war die, eine unendlich langgezogene Grenze mit einer Armee zu decken, die kaum zehntausend Mann zählen mochte. Unser Günther erhielt den linken Flügel und hatte eine zwanzig Meilen lange Linie, die sich am Narew und seinen Nebenflüssen entlang von Ostrolenka bis Grajewo erstreckte, mit zehn Eskadrons und einem Bataillon zu verteidigen. Es schien fast unmöglich; das Land lag offen da, und der an Zahl weit überlegene Feind hatte es sichtbarlich in seiner Macht, überall nach seinem Belieben durchzubrechen. Hier war es, wo die Prinzipien sich glänzend bewährten, nach denen Günther eine Reihe von Jahren hindurch die ihm untergeordneten Reiterregimenter im Dienst geübt und in mehr als dem gewöhnlichen Sinne für den Krieg vorbereitet hatte. Der Kern dieses seines Prinzips hatte nämlich darin bestanden, die einzelnen Eskadrons, die von Stadt zu Stadt in den Grenzdistrikten Süd- und Ostpreußens in Garnison lagen, in einer beständigen Kriegführung mit- und untereinander zu erhalten. Es war immer Krieg. Wie eine Art Reise-general war er bald hier, bald da, stellte sich an die Spitze bald dieser, bald jener Schwadron und fiel, sei's Tag, sei's Nacht, über die Truppen eines andern Garnisonplatzes her. Dadurch hatte er in vielfähriger Übung ein Korps von seltener Schlagfertigkeit ausgebildet, eine Truppe genau der Art, wie sie jetzt erfordert wurde, wo es darauf ankam, eine Handvoll Leute über weite Strecken hin

gleichsam wie auszustreuen und auf ein gegebenes Zeichen im Nu wieder zu konzentrieren. Es war die Kunst, mittelst eines lebendigen, aus vielen Teilen zusammengesetzten Gliederstabs heut' auf zwanzig Meilen hin eine dünne Grenzlinie zu ziehn und morgen diesen lang ausgezogenen Stab zu einem kompakten und widerstandsfähigen Bündel zusammenzuklappen. In dieser Kunst erwies sich Günther als Meister. Später und eingebrachte Gefangene erhielten ihn über alle Pläne des Feindes in bester Kenntnis, und wo immer dieser den Durchbruch versuchen mochte (um dann im Rücken das Land zu insurgieren), fand er entweder den Niegel fest vorgeschoben, oder Günther ergriff die Offensive, warf sich auf die Anrückenden und schlug sie. War dies unmöglich, so imponierte er ihnen doch genugsam, um sie zum Rückzug zu bewegen. Die Gefechte bei Kolno und Demniki (am 9. und 18. Juli) werden nicht nur für die Lebensgeschichte Günthers bedeutsam, sondern namentlich auch für die Geschichte des „kleinen Kriegs“ ein paar Musterbeispiele bleiben.

Die Geschicklichkeit, mit der General Günther operierte, konnte nicht ermangeln, an höchster Stelle die Aufmerksamkeit auf einen so ausgezeichneten, so hingebenden und zu gleicher Zeit so vom Erfolge gekrönten Offizier hinzulenken. Und wiewohl erst der dritte General beim Korps, übertrug ihm der König, während die Streitkräfte in Südpreußen unter den Befehl des Generals Fyvat gestellt wurden, das Oberkommando über alle am rechten Weichselufer (so schreibt Boyen; es muß aber unbedenklich das linke heißen) stehenden Truppen, deren Bestimmung es war, mit den Russen unter Suwaroff gemeinschaftlich gegen Warschau vorzudringen und durch Einnahme der Hauptstadt den Herd des Aufstandes zu ersticken. So sah sich Günther, der bis dahin über den Parteigängerkrieg nicht hinausgekommen war, plötzlich an die Spitze einer „Armee“ gestellt und der Bestimmung gegenüber, selbständig und im großen Stil zu operieren. Freudig und mutvoll erfaßte er die ihm gewordene Aufgabe und sah im Geiste bereits eine zweite ruhmreiche Schlacht bei Warschau geschlagen, unter dessen Mauern die Brandenburger schon einmal gekämpft und den lange schwankenden Kampf zur Entscheidung gebracht hatten. Aber es war anders beschlossen; noch eh das Korps die Weichsel überschreiten konnte, traf die Nachricht von der Erstürmung Pragas ein. Warschau, zitternd

vor der eisernen Hand Suwaroffs, hatte seine Tore den Russen geöffnet. Der Krieg war zu Ende, und nach einer interimistischen Verwaltung der Provinz (Südpreußens) nahm der Friedensdienst und das Garnisonleben in kleinen Städten aufs neue seinen Anfang. Günther und die Bosniaken, deren Chef er blieb, kamen nach Tycoczyn. Von hier aus trat er in Briefwechsel mit dem damaligen Kirchenrat, späteren Bischof Dr. Borowski, demselben, der später dem unglücklichen jungen Königspaare (Friedrich Wilhelm III. und Luise) ein Trost, eine Stütze und überhaupt durch seine unwandelbare Treue und Zuversicht in der Geschichte jener Prüfungsjahre eine hervorragende Erscheinung wurde. Der Briefwechsel zwischen Günther und Borowski beginnt 1799 und dauert fast bis zum Tode des ersteren fort. Einzelne dieser Briefe sind in den „Preussischen Provinzial-Blättern“ (Königsberg 1836) veröffentlicht worden, Briefe, die uns den frommen und demütigen Sinn des Generals in schönstem Lichte zeigen.

Die Auszeichnungen drängten sich jetzt. 1795 wurde Günther Generalleutnant, zwei Jahre später erhob ihn Friedrich Wilhelm III. (gleich nach seiner Thronbesteigung) in den Freiherrnstand; endlich 1802, nach der Revue, erhielt er den Schwarzen-Adler-Orden. Aber nur eine kurze Spanne Zeit noch blieb ihm, sich dieser Ehren und Auszeichnungen zu erfreuen. Ein halbes Jahr später, am 22. April 1803, starb er. Als der Adjutant bei ihm eintrat, fand er den General am Schreibtisch, den Kopf auf die Seite geneigt — tot. Der Tod war als ein Längstewarteter an ihn herangetreten. Schon am Tage zuvor hatte er zu sterben geglaubt und bei einer Truppenvorstellung, die er selbst noch leitete, seinen Adjutanten gebeten, ihm zur Seite zu bleiben, um ihn auffangen zu können, wenn er vom Pferde stürze. Bis zuletzt war ihm das „Ich dien“ ein Stolz und ein Bedürfnis gewesen.

Günther war sechsundvierzig Jahre lang Soldat. Sein bescheidener Ruhm wurzelt in den kurzen Kämpfen von 1794. Wenn trotz dieser Kämpfe sein Name nicht heller glänzt, so liegt das in einer Verkettung äußerer Umstände, unter deren Ungunst manche hervorragende Kraft jener Zeit, und speziell jener polnischen Kämpfe, zu leiden gehabt hat. Der Krieg war unpopulär, die Teilung Polens eine Maßregel, der die Sympathien der Völker niemals zur Seite gestanden hatten, und die Schroftheit Suwaroffs, die des Guten

in derselben Weise zuviel tat, wie die oberste Leitung preußischerseits (freilich ohne Verschulden unseres Günther) des Guten zu wenig leistete, war nicht geeignet, dem ganzen Kampfe die Teilnahme zu erwecken, die ihm bis dahin gefehlt hatte. Man schämte sich fast des Krieges, man hatte keine Freude daran, und die einzelne Großtat litt unter dem Mißkredit, in dem das Ganze stand. Dies würde alles genugsam erklären, aber was den Ausschlag gab, war noch ein anderes. Kaum ist es nötig, es zu nennen. Der Untergang des alten Preußens und die Wiederaufrichtung eines neuen waren Weltereignisse, die diesen Vorgängen der neunziger Jahre auf dem Fuße folgten, und die wie eine mächtige Flut all die Marksteine einer kleineren Geschichtsepöche umwarfen und hinwegspülten. Es ist Aufgabe späterer Zeiten, solche in Trieb sand begrabenen Denksteine neu aufzurichten. Dazu sollten diese Zeilen ein Versuch sein.

Günthers eigentlichste Bedeutung scheint übrigens, nach dem übereinstimmenden Urteil seiner Zeitgenossen, vor allem in seiner Persönlichkeit gelegen zu haben. Boyen preist ihn auf jeder Seite, und da junge Adjutanten gewöhnlich diejenigen sind, die ihrem alten General (oft mit gutem Grund) am allerwenigsten voll Bewunderung entgegentreten, so sind wir wohl zu dem Schluß berechtigt, daß in diesem Falle eine siegende Gewalt vorlag, die alles Bekritteln tot machte. Das Mysteriöse, das um und an ihm war, steigerte allerdings sein Ansehen nicht wenig. Es hieß von ihm, daß er wie ein Ordensbruder die drei Gelübde der Keuschheit, der Armut und des Gehorsams abgelegt habe. Daß dies von jedem geglaubt wurde, zeigt am besten, wie sein Leben war. Es galt dafür, daß er nie ein Weib berührt habe, drum sei er so gewaltig von Körper¹. Das Gelübde der Armut hielt er nicht minder treu. Von

¹ Boyen hat auch in bezug hierauf eine etwas profaischere Version. Er schreibt: Günther zog sich früh aus dem Treiben der Welt und der Gesellschaft zurück. Was ihn zu dieser Zurückgezogenheit bestimmte, ob es schmerzlich zerrissene Lebensverbindungen waren (also unglückliche Liebe, aber nichts von einem Keuschheitsgelübde), mag dahingestellt bleiben. Auch der „Gewaltigkeit seines Körpers“ erwähnt Boyen nicht, gegenteils spricht er viel von der Kränklichkeit des Generals, die nur in dessen moralischer Kraft ihr Gegengewicht gefunden habe. Er war auch hierin ganz dem alten Bieten verwandt, der bekanntlich immer leidend und zuzeiten völlig hinfällig war.

seinem reichen Gehalt nahm er für seine Person nur 300 Taler; was von dem übrigen nicht für die Offizier Tafel und für Lohn und Bedienung daraufging, wurde den Armen gegeben. Die Tafel war reichlich besetzt, aber er selbst aß regelmäßig nur eine Soldatensuppe und ein einfaches Stück Fleisch. Als er einen jungen Offizier zum Nachbar flüstern hörte, daß der Alte sich seine frugale Kost sehr gut schmecken lasse, ward auch noch das Fleisch aus der Suppe getan. Wie er an Umsicht, Raschheit und verschlagener Tapferkeit ein Geistesverwandter des alten Zieten war, so war er es auch in Schlichtheit, Rechtschaffenheit, Unbestechlichkeit. Die Worte des Prinzen Heinrich, die den alten Husarengeneral so schön charakterisieren („er verachtete alle diejenigen, die sich auf Kosten unterdrückter Völker bereicherten“), passen ebenso auf Günther. Seine kurze Verwaltung Südpreußens war deshalb in mehr als einer Beziehung ein Segen für jene Landesteile. Seine Uneigennützigkeit erwarb ihm die Achtung von Freund und Feind, und selbst die polnische Bevölkerung näherte sich ihm und unterwarf sich in streitigen Fällen seiner Entscheidung. Von Suwaroff, den er öfter sah, wurde er in ausgezeichnete Weise empfangen. „Ich freue mich, heute einen wahren General kennenzulernen“ waren die ersten Worte, womit der damals im Zenit seines Ruhms stehende Praga-Erstürmer unsern General begrüßte; und als Günther mehrere Jahre später ein in Südpreußen zurückgebliebenes, völlig vergessenes russisches Magazin unaufgefordert an Suwaroff zurückliefern wollte, rief dieser verwundert aus: „Solch einen Glauben hab' ich in Israel nicht funden.“ Freilich, es war so un russisch wie möglich.

An Gehorsam, an Dienstreue war ihm keiner gleich. Seine stete Klage war, daß der König schlecht bedient werde. In vollem Maße gehörte er noch jenem Kriegerorden an, der sich während der Regierungszeit des großen Königs gebildet hatte, dessen erste und einzige Regel lautete „im Dienst des Vaterlandes zu leben und zu sterben“. Das Opfer war Gebot, war Leidenschaft. Preußen über alles. Noch wenige Wochen vor seinem Tode, als ihm erzählt wurde, daß die Grenadierbataillone die alten Grenadiermützen wieder erhalten hätten, rief er aus: „Gott gebe, daß mit den alten Mützen auch der alte Geist der Gleimschen Grenadiere wieder da sein möge, dann werden sie und Preußen unüberwindlich sein.“ Der Tod ersparte ihm die bittere Erfahrung, daß der „alte Geist“

unwiederbringlich verloren war. Seine letzten Momente habe ich bereits geschildert.

Es war ihm in einem der Pflicht und dem Dienst gewidmeten Leben versagt geblieben, die höchsten Aufgaben zu lösen, Aufgaben, zu denen er der Aussage aller derer nach, die ihm nahestanden, wohl befähigt war. Aber wenn ihm das Höchste versagt blieb, das Beste, Edelste lebte nicht nur in ihm, er betätigte sich auch darin. Mög' es dem Vaterlande nie an Männern fehlen, gleich ihm!

7

Karl Friedrich Schinkel

Ehrwürdig dünkt euch gotische Kunst
mit Recht; . .
Doch schäg' ich mehr Einfaches, dem
ersten Blick
Nicht gleich enthüllbar. Platen

Unter allen bedeutenden Männern, die Ruppín, Stadt wie Grafschaft, hervorgebracht, ist Karl Friedrich Schinkel der bedeutendste. Der „alte Zieten“ übertrifft ihn freilich an Popularität und wird in dem seine Lieblingsgestalten treu hegenden Volksgemüt noch fortleben, wenn Schinkel und seine Schöpfungen in der Erinnerung der Nachwelt zu bloßen Namen geworden sein werden; die Volkstümlichkeit eines Mannes aber ist nicht immer ein Kriterium für seine Bedeutung. Diese gibt sich in der reformatorischen Macht, in dem Einfluß, den das Leben des Einzelnen für die Gesamtheit gewonnen, zu erkennen, und diesen Maßstab angelegt, entzieht sich fast die Möglichkeit eines Vergleiches zwischen dem „Vater unsrer Husaren“ und dem „Schöpfer unsrer Baukunst“. Hätte Zieten nie gelebt, so hätte unser Volksleben (was freilich nicht unterschätzt werden soll) eine poetische Figur weniger, im übrigen wäre alles wie es ist. Wäre Schinkel nicht geboren, so würde ein wesentliches Moment, vielleicht das wesentlichste, in der Gesamtentwicklung unsres künstlerischen Lebens fehlen. Man nehme ihn weg und — eine Lücke ist da. Ich komme auf diesen Punkt ausführlicher zurück.

Karl Friedrich Schinkel wurde am 13. März 1781 zu Neuruppin geboren. Wir wissen wenig von den ersten Jahren seiner Kindheit.

Wenn berühmte Männer in ihren alten Tagen sich entschließen, ihre Biographie zu schreiben, so ist es nichts Seltenes, daß die ersten Kapitel, die sich mit ihrer Kindheit beschäftigen, die allerinteressantesten werden. Die alten Herren, nachdem sie am Tisch von Fürsten und Herren gegessen und sich genugsam von der Wahrheit überzeugt haben, daß alles eitel sei, lehren dann mit rührender Vorliebe zu den Spielen ihrer Kindheit zurück und verweilen lieber dabei, als bei dem Ordens- und Ehrenempfang ihrer späteren Jahre. Anders verhält es sich, wenn Berühmtheiten es verschmähen oder vergessen, ihre Lebensschicksale niederzuschreiben, und nur das zu unsrer Kenntnis kommt, was andre von ihnen wissen. Diese „Anderen“ wissen in der Regel wenig oder nichts von den Kinderjahren des berühmten Mannes; sie lebten damals kaum, und der Berühmte hat die vielleicht hübschesten Kapitel seines Lebens mit ins Grab genommen. So ist es mit Schinkel. Er hat seine Biographie nicht geschrieben, und wiewohl seine inzwischen herausgegebenen „Briefe und Tagebücher“ ein Material von seltener Reichhaltigkeit für das spätere Leben Schinkels bieten, so schweigen diese Briefe doch über die Kinderjahre. Ich habe an seinem Geburtsorte nachgeforscht; es leben noch Personen, die ihn als Kind gekannt haben, und ich gebe in Nachstehendem, was ich über ihn erfuhr: Sein Vater war Superintendent in Ruppin und starb infolge der Anstrengungen, die er während des großen Feuers, das im Jahre 1787 die ganze Stadt verzehrte, durchzumachen hatte. Auch die Superintendentenwohnung wurde in Asche gelegt, so daß von dem Hause, darin Schinkel geboren wurde, nichts mehr existiert. Es stand ungefähr an derselben Stelle, an der sich die jetzige Superintendentenwohnung befindet, aber etwas vorgelegen, auf dem jetzigen Kirchplatz, nicht an demselben. Die Mutter Schinkels (eine geborne Rose und der berühmten gleichnamigen Gelehrtenfamilie, der die Ehe-miker, resp. Mineralogen Valentin, Heinrich und Gustav Rose zugehören, nahe verwandt) zog nach dem Tode ihres Mannes in das sogenannte Predigerwitwenhaus, das damals vom Feuer verschont geblieben, sich bis diesen Tag in alter Unversehrtheit erhalten hat. In diesem Hause, mit dem alten Birnbaum im Hof, über dessen Bretterzaun die hochaufgestapelten Holzscheite in den dahinterliegenden, altmodischen Garten blicken, hat Schinkel seine Knabenzeit vom sechsten bis vierzehnten Jahre zugebracht.

Aus seiner frühesten Jugend ist nur folgender kleiner Zug aufbewahrt worden. Sein Vater zeichnete ihm öfter allerlei Dinge auf Papier, namentlich Vögel. Der kleine Schinkel saß dann dabei, war aber nie zufrieden und meinte immer: „Ein Vogel sähe doch noch anders aus.“ Sein Charakter nahm früh ein bestimmtes Gepräge an; er war bescheiden, zurückhaltend, gemütvoll, aber schnell aufbrausend und zum Zorn geneigt. Eine echte Künstlernatur. Auf der Schule war er nicht ausgezeichnet, vielleicht weil jede Art der Kunstübung ihn von früh auf fesselte und ein intimeres Verhältnis zu den Büchern nicht aufkommen ließ. Seine musikalische Begabung war groß, nachdem er eine Oper gehört hatte, spielte er sie fast von Anfang bis zu Ende auf dem Klaviere nach. Theater war seine ganze Lust. Seine ältere Schwester schrieb die Stücke, er malte die Figuren und schnitt sie aus; am Abend gab es dann Puppenspiel.

In seinem vierzehnten Jahre zog seine Mutter nach Berlin, und Schinkel kam nur noch besuchsweise nach Ruppin, besonders nach Krenzklin, einem nahebei gelegenen Dorfe, an dessen Pfarrherrn seine ältere Schwester verheiratet war. Nach Krenzklin hin, das sei schon hier bemerkt, adressierte er auch seine Briefe aus Italien, wohin er im Jahre 1803 seine erste Reise antrat. Dies Dorf und sein Predigerhaus blieben ihm teuer bis in sein Mannesalter hinein.

Das Berliner Leben unterschied sich zunächst wenig von den Tagen in Ruppin. Hier wie dort eine Wohnung im Predigerwitwenhause, mutmaßlich beschränkt genug, hier wie dort Besuch des Gymnasiums. Auch auf der Berliner Schule, dem Grauen Kloster, ging es nicht glänzend mit dem Lernen, die Kunst hatte ihn bereits in ihrem Bann und drängte, wie früher auf dem Ruppiner Gymnasium, so auch hier andre Interessen mehr oder weniger in den Hintergrund. Er zeichnete mit Eifer, und wir sind so glücklich, einige dieser seiner ersten Versuche zu besitzen. Es sind Porträtköpfe (Membrandt, Friedrich der Große und ein Unbekannter), alle drei aus dem Jahre 1796 und mit großer Sauberkeit von dem damals fünfzehnjährigen Schinkel ausgeführt. Diese Blätter, wertvoll wie sie uns jetzt erscheinen müssen, waren indes nichts andres als Zeichnungen nach Vorlegeblättern, wie sie, ohne daß sich später ein Schinkel daraus entwickelt, tagtäglich gemacht zu werden pflegen. Er entbehrte trotz des künstlerischen Dranges noch jeder Klarheit über seinen Beruf; der eigentlich zündende Funke war noch

nicht in seine Seele gefallen. Daß er der Kunst und nur ihr angehöre, dies Bewußtsein kam ihm erst später — freilich bald.

Es war im Jahre 1797 auf der damals stattfindenden Ausstellung, daß ein großartiger, vom jungen Gilly herrührender, phantastischer Entwurf eines Denkmals für Friedrich den Großen den tiefsten Eindruck auf ihn machte und ihn empfinden ließ, wohin er selber gehöre. Er verließ die Schule (1798), wurde in das Haus und die Werkstatt beider Gillys, Vater und Sohn, eingeführt und begann seine Arbeiten unter der Leitung dieser beiden ausgezeichneten Architekten. Eine enthusiastische Verehrung für den Genius des früh hingeschiedenen jüngeren Gilly blieb ihm bis an sein Lebensende.

Es existieren Arbeiten aus dieser ersten Schinkelschen Zeit, unverkennbare Proben seines großen Talents. Die Mehrzahl derselben, meist Landschaften in schwarzer Tusche oder Gouache, befinden sich in Händen des Herrn von Nathenow in Berlin, der auch die oben angeführten drei Köpfe, die frühesten Arbeiten Schinkels, in seiner Sammlung besitzt. Weitere Blätter aus dieser Epoche gehören Herrn von Quast auf Radensleben; ein andres Blatt, ein Familienbegräbnis darstellend, besitze ich selbst¹. Alle diese Arbeiten, soweit sich überhaupt Vergleiche ermöglichen, zeigen den Gillyschen Einfluß; kein Wunder, auch das Genie schafft nicht lediglich aus sich selbst, und Schinkel entbehrte noch der lebendigen Anschauungen, die ihm hätten die Kraft zu freier Entfaltung geben können. Jedenfalls war das Verhältnis Schinkels zu Gilly von kürzester Dauer; schon nach zwei Jahren, am 3. August 1800, starb dieser lebenswürdige und geistreiche Künstler. Er hinterließ ihm zweierlei: den ausgesprochenen Wunsch, seine Arbeiten durch ihn (Schinkel) vollendet

¹ Der Bau, den es darstellt, ist nach zwei Seiten hin von dunklen Baupartien eingeschlossen; links hin öffnet sich der Blick auf eine kleine Landschaft; die dem Beschauer zugekehrte Langseite des Mausoleums trägt die Inschrift: „Tranquillitati“ (Die zur Ruhe gelangten) und darunter ein sauber ausgeführtes Basrelief, Pluto und Proserpina, zu deren Füßen ein Bittender kniet. Es ist in chinesischer Tusche ausgeführt und rechts in der Ecke „Schinkel 99 fecit“ bezeichnet. Dies immerhin interessante Bildchen (9 Zoll breit, 5 Zoll hoch) befand sich in Händen des Küsters in Darrich, eine halbe Meile von Krenshlin, dem es wahrscheinlich als ein Erinnerungsstück aus der Krenshliner Pfarre zugefallen war. Er hat es mir später überlassen.

zu sehn, dann — die Sehnsucht nach Italien. Im Durchblättern der Gillyschen Mappen hatte der jugendliche Schüler desselben vom ersten Augenblicke an erkannt, wo das Richtige, das Nacheiferswerte einzig und allein zu finden sei.

Arbeiten, übernommene und eigene, hielten unsern Schinkel noch fast drei Jahre lang in der Heimat fest; endlich im Frühjahr 1803 kam die lang ersehnte Stunde, und seine Fahrt ins „schöne Land Italia“ begann. Er machte diese Reise an der Seite seines Freundes, des Architekten Steinmeyer, und nach längeren und kürzeren Aufenthalten an den alten deutschen Kunststätten: Dresden, Augsburg, Nürnberg, Wien, betrat er Italien zu Anfang August desselben Jahres, um es bis nach Sizilien hin zu durchwandern. Seine Briefe und Reisetagebücher geben Auskunft darüber, mit welcher empfänglichem Sinn, zugleich mit welcher Gereiftheit des Urteils er die Kunstschätze Italiens studierte und Land und Leute beobachtete. Vor allem sprach das Land zu ihm von seiner malerischen Seite, das Architektonische trat zurück, und ein Blick auf die zahlreichen Landschaftszeichnungen, die dieser Reiseepoche angehören, bestätigt durchaus die Ansicht Waagens, daß Schinkel, wenn er statt der Bekanntschaft Gillys des Architekten, die Bekanntschaft eines Malers von gleichem Talent gemacht hätte, in solchem Falle wahrscheinlich ebenso hervorragend als Maler geworden wäre, wie er es als Baumeister wurde. Musik, Skulptur, Malerei, Baukunst — für alle hatte er eine ausgesprochene Begabung und für die Malerei in so hervorragender Weise, daß nicht nur mit Recht von ihm gesagt worden ist, „er habe architektonisch gemalt und malerisch gebaut“, sondern daß ihn auch die Neigung zur Schwesterkunst treu durchs Leben geleitete.

Italien bot diesem malerischen Zuge die reichste Anregung, und die tägliche Beschäftigung führte alsbald zu einer Meisterschaft in der Behandlungsweise, die alles Unselbständige aus der Gillyschen Schulzeit her, wenn davon noch Reste da waren, vollständig abstreifte. In den früheren Sachen (bis 1803) zeigte die Behandlung bald etwas Steifes, bald, besonders im Erdreich, etwas Wolliges; während seiner italienischen Reise aber eignete er sich eine eigentümliche Behandlungsweise an, die ihn durch eine erstaunliche Breite und Kraft im Vordergrunde (wobei ihm die meisterhaft geführte stumpfe Rohrfeder treffliche Dienste leistete) in den Stand setzte,

die Wirkung vollständiger Bilder zu erreichen. Seine großen Ansichten von Messina, Palermo, der Ebene von Partenico usw., die alle dem Jahre 1804 angehören, wurden später von Goethe „groß und bewundernswürdig“ genannt². Schinkel pflegte die Hauptlinien solcher landschaftlichen Aufnahmen am Tage sehr flüchtig, aber in der Perspektive höchst sorgfältig auf das Papier zu werfen und diese Umrisse dann mit der staunenswertesten Treue, von einem nie irrenden Gedächtnis unterstützt, abends im einzelnen auszuführen³.

² Goethe war überhaupt voller Anerkennung für Schinkel. 1820 war letzterer (in Gesellschaft von Rauch und Friedrich Tieck) in Weimar auf Besuch, und Goethe, dem vorzugsweise diese Reise gegolten hatte, schrieb über diese schönen Tage: „Von Jugend auf war meine Freude mit bildenden Künstlern umzugehen. Herr Geh.-Rath Schinkel machte mich mit den Absichten seines Theaterbaues bekannt und wies zugleich unschätzbare landschaftliche Federzeichnungen vor, die er auf einer Reise in's Tyrol gewonnen hatte. Die Herren Tieck und Rauch modellirten meine Büste, ersterer zugleich ein Profil von Freund Knebel. Eine lebhafteste, ja leidenschaftliche Kunstunterhaltung ergab sich dabei, und ich durfte diese Tage unter die schönsten des Jahres rechnen.“

³ Es scheint fast, daß alle hervorragenden Künstler die oft aus Wunderbare grenzende Gabe besitzen, das allerflüchtigst Wahrgenommene auf viele Jahre hin, um nicht zu sagen für immer, in ihrer Vorstellung zu bewahren. Das Gesehene fällt wie ein Lichtbild in ihre Seele und fixiert sich daselbst. William Turner sollte zu einer bestimmten Gelegenheit die „Landungsbrücke von Calais“ zeichnen, und man erwartete, er werde hinüber fahren, um das Bild nach der Natur anzufertigen. Er war aber ein oder zwei Jahre vorher nach Paris gereist und hatte sich, auf dem Dampfschiffe stehend, ohne die geringste Ahnung davon, daß ihm solche Aufgabe je zufallen würde, die Szenerie von Calais (bloß dadurch, daß sein Auge einen Moment darauf ruhte) so vollständig eingepreßt, daß er das bestellte Bild, und zwar in frappantester Naturwahrheit, aus dem Kopfe malen konnte. — Ein andres Mal zeichnete er mit raschen Strichen einen Dreimaster aufs Papier, den er länger als zwanzig Jahre vorher auf der Reede von Spithead hatte tanzen sehn. Das Schiff existierte noch (in Portsmouth oder Plymouth), und man verglich die Zeichnung damit. Zum Staunen aller ergab sich, daß Turner sogar die Zahl und Stellung der Stückpforten völlig richtig wiedergegeben hatte. — Auch aus dem Kreise Berliner Künstler wird Ähnliches berichtet. Der polnische Graf Cz. verliert plötzlich sein einziges Kind, eine Tochter von zehn bis zwölf Jahren. Er ist untröstlich und will wenigstens eine Büste oder Statuette von der Hingeschiedenen besitzen. Er wendet sich, wenige Tage später, an einen unsrer Bildhauer; dieser aber muß ablehnen, als er zu seiner Ver-

Während der ganzen Reise prävalierte in ihm der Maler. Er war unzweifelhaft als Architekt nach Italien gezogen, aber nur wenige seiner Briefe aus jenen Reisejahren beschäftigen sich mit Architektur. Selbst die herrlichen Tempeltrümmer von Girgenti regten überwiegend die dichterische Phantasie des Landschaftsmalers an; zu baukünstlerischen Betrachtungen über die hehren Überreste hellenischen Altertums gelangte er nirgends, und die Renaissancebauten Ober- und Mittelitaliens ließen ihn ebenfalls kalt. Am meisten Eindruck machte die sarazenische Baukunst auf ihn, und ihre phantastischen Reize umstrickten ihn überall von Venedig bis Sizilien — es sprach sich auch hierin seine Neigung zum Malerischen aus.

Die italienische Reise, wie jede Reise, hatte freilich auch ihre Schattenseiten, ihre Plagen und ihre Sorgen. Eine humoristischere Feder als die Schinkels würde uns davon ein anschauliches Bild entworfen haben, aber immer etwas auf dem Kothurn, steigen seine Schilderungen nur selten ins Genrehafte hinab. Es widerstand seiner Natur, die kleinen Leiden des Daseins zu betonen, und nur mitunter klang es durch. Die Betturinfahrt nach Rom und die ersten römischen Tage (im Spätherbst 1803) zwangen ihm einen Notzettel ab. „Bände könnt' ich schreiben über das Thema — so heißt es in einem der ersten Briefe — wie einem eine schöne Reise durch Gauner und Schurken verdorben werden kann. Der Aerger über die infamsten Betrügereien hat mich unfähig gemacht, das tausendfach Schöne mit voller Theilnahme zu genießen. Die dicke, immer uns hindernde Maschine von einem Bedienten (den Sie aus Venedig kennen) war mit einem abscheulichen Kerl von Betturin verschworen, um uns zu Grunde zu richten. Nun hab' ich das Fieber und bin abgESPANNT und ermattet.“

So schrieb Schinkel unmittelbar nach seiner Ankunft. Aber die wunderung erfährt, daß nur eine Kreidezeichnung, die schon vor sechs oder acht Jahren angefertigt wurde, vorhanden sei. Auf dem Heimwege begegnet der Bildhauer seinem Freunde dem Maler M. und erzählt ihm die eben erlebte Szene, die ihn sehr ergriffen hatte. Als der Maler den Namen des Grafen hört, hält er im Gehen inne und fragt: „War das nicht Graf Cz., dem wir vor acht oder zehn Tagen am „großen Stern“ begegneten? Er fuhr mit einer Dame, rückwärts saß ein schönes Kind?“ „Das war er“, antwortete der Bildhauer. „Nun, dann läßt sich vielleicht helfen.“ Der Maler zeichnete alsbald einen Kopf, der vollständig ähnlich befunden wurde, und nach dieser Zeichnung entstand die Büste.

Situation, anstatt sich an Ort und Stelle „in der ewigen Roma“ zu bessern, wurde von Tag zu Tag nur schwieriger; das Geld blieb aus, und unser Fieberkranker, dem kräftige Speisen verordnet waren, mußte von Semmel und Weintrauben leben. Wer weiß, was geworden wäre, wenn nicht der Hauswirt, voll jenes Bartsinns, von dem die Italiener trotz aller Betturine doch auch ihre Proben geben, sich ins Mittel gelegt und von freien Stücken offeriert hätte, „bis auf weiteres mit seiner Küche vorliebnehmen zu wollen“. Dies geschah und — endlich kam das Geld. Schinkel und sein Reisegefährte (Steinmeyer) bestellten nun eine gebratene Ente, worauf der Italiener lachend erwiderte: *capisco, i danari son' venuti* *.

Die Rückreise nach Deutschland ging über Paris, dessen jedoch in den betreffenden Briefen nur flüchtig Erwähnung geschieht; die Sehnsucht, nach fast zweijähriger Abwesenheit, stand wieder nach der Heimat, und Ende Januar 1805 war er zurück.

Hier bot sich für seine Wirksamkeit als praktischer Architekt vorläufig wenig. Durch die unglückliche Katastrophe, welche im folgenden Jahre hereinbrach, wurde vollends die Aussicht auf solche Laufbahn auf eine Reihe von Jahren hin vereitelt. Dies war ein Unglück; Waagen indes äußert die Ansicht, daß das, was anfänglich unbedingt als eine schwere Fügung des Schicksals erscheinen mußte, schließlich der mehrseitigen Entwicklung Schinkels förderlich gewesen sei und auf seine reifere Ausbildung zum praktischen Architekten den wohlthätigsten Einfluß ausgeübt habe.

Wir lassen dies dahingestellt; wir verzeichnen unsrerseits nur die Tatsache, daß unser Ruppiner Superintendentensohn, den wir uns alle längst daran gewöhnt haben als Architekten und nur als solchen zu kennen und zu bewundern, daß Schinkel, sage ich, zum Teil der eigenen Neigung, vor allem aber dem Zwang gebieterischer Umstände nachgebend zehn Jahre lang (1805—1815), wenn nicht ausschließlich, so doch vorzugsweise ein Landschaftsmaler war. Er malte große hochpoetische Landschaften in Öl, vor allem jenen reichen Zyklus perspektivisch-optischer Bilder (meist für die Gropius'schen Weihnachtsausstellungen), worin er fast aus allen Teilen der Welt das Schönste und Interessanteste vor den staunenden Augen seiner Landsleute entrollte: Ansichten von Konstantinopel, Nil-

* Ich verstehe, das Geld ist angekommen.

gegenden, Kapstadt, Palermo, Taormina mit dem Atna, den Vesuv, die Peterskirche, die Engelsburg und das Kapitol in Rom, den Mailänder Dom, das Chamoniertal, den Markusplatz, den Brand von Moskau, die Leipziger Schlacht, Elba, St. Helena usw. Vor allem verdienen hier auch die für das kleinere Gropius'sche Theater gemalten „Sieben Wunder der alten Welt“ einer besonderen Erwähnung. Er entwarf sie im Jahre 1812, und gaben ihm speziell diese Arbeiten eine erwünschte Gelegenheit, neben der vollen Entfaltung seines malerischen Geschicks, sich als genialen Architekten aufs glänzendste zu bewähren. Franz Kugler nannte diese Arbeiten „die geistreichsten Restaurationen der Wunderbauten des Altertums“.

Auch Staffeleibilder in großer Zahl entstanden um diese Zeit: Landschaften in Öl, Gouache, Aquarell und Sepia. Er entwickelte auf diesem Gebiet (der Landschaftsmalerei) eine Vielseitigkeit, wie die Kunstgeschichte sonst kein Beispiel gewährt, so daß er nach der Meinung Waagens als der mutmaßlich größte Landschaftsmaler aller Zeiten dastehen würde, wenn er die Technik der alten Meister besessen hätte und seine ganze Kraft diesem Fache hätte zuwenden können. Denn er vereinigte das lebhafte und innige Gefühl für die bescheidenen, anspruchslosen Reize einer nordischen Natur, welche uns die Bilder eines Ruysdael, eines Hobbema so anziehend machen, mit dem Liniengefühl und dem Sinn für zauberhafte Beleuchtung eines Claude Lorrain. Andere seiner Bilder erinnern durch eine gewisse Klassizität und kühle, harmonische Farbenwirkung an die Landschaften Nikolaus Poussins.

Was uns, die wir die Mark durchreisen und beschreiben, dabei mit besonderer Genugtuung erfüllt, ist der Umstand, daß die herrlichen Gegenden des Südens, in welchen er so lange geschwelgt hatte, ihn nicht unempfänglich für die bescheidenen, aber eigentümlichen Reize seiner märkischen Heimat gemacht hatten. Er verachtete unsere Landschaft keineswegs, wie so viele tun, die sich dadurch das Ansehn feineren Kunstverständnisses zu geben vermeinen. Neben Palermo oder Taormina malte er „die Oderufer bei Stettin“, und selbst „Stralau und die Spree“ erschienen seinem Künstlerauge nicht zu gering. Alle unsere großen Landschaftler haben in diesem Punkte empfunden wie Schinkel; ich nenne nur Blechen, anderer jüngerer (z. B. Niefstahl) zu geschweigen.

Vieles von den zahlreichen Arbeiten jener Epoche — namentlich alles bloß Dekorative, für eine bestimmte Gelegenheit Entworfenene — ist verlorengegangen; anderes ist in den Schlössern und Herrenhäusern der Mark zerstreut, in denen ich, wie z. B. in Neuhardenberg, Steinhöfel, Radensleben, Friedrichsfelde einer ganzen Anzahl von Gouache- und Ölbildern begegnet bin, von denen sich selbst die eifrigsten Schinkelsammler nichts träumen lassen. Wie manches aber auch dem Auge entzogen oder gar verlorengegangen sein mag, das Wesentlichste, das er als Landschaftler geleistet, ist unsrer Hauptstadt erhalten geblieben, und die Wagnersche Sammlung (nunmehr Nationalgalerie) bietet uns täglich Gelegenheit, einen Einblick in die reiche schöpferische Kraft unsres Schinkel auch als Maler zu tun. Die Technik ist seitdem eine andere geworden, und die Schinkelsche Farbe, wie nicht geleugnet werden soll, hat zum Teil etwas Kalkig-Müchternes, das uns heutzutage befremdlich ansieht, wo wir an die Farbenzauber der Achenbachs und anderer ihnen nach verwandter gewöhnt worden sind; aber als stilisierte Landschaften sind sie schwerlich seitdem ihrem inneren Gehalt nach übertroffen worden.

Bis hierher haben wir uns fast ausschließlich — ein paar baukünstlerische Jugendarbeiten aus der Gilly-Zeit abgerechnet — mit Schinkel dem Maler beschäftigt. Der Friedensschluß von 1815 aber machte unter den Landschaftsmaler einen Strich, und von nun ab tritt der Baumeister für uns in den Vordergrund. Es fällt diese Wandlung der Verhältnisse (nachdem er übrigens schon 1810 in die Oberbau-Deputation berufen war) mit seiner Ernennung zum Geheimen Oberbaurat zusammen. Man darf fast sagen, er wurde lediglich auf Vertrauen und Diskretion hin in diese Stellung eingeführt, denn noch war es ihm versagt geblieben, durch irgend etwas Praktisches, durch einen ausgeführten Bau von Bedeutung, die Aufmerksamkeit oder gar die Bewunderung der Fachleute auf sich zu ziehen.

Fünfundzwanzig Jahre lang, in runder Zahl von 1815 bis 1840, war er nun als Baumeister im großen Stille tätig, und in eben diesem Zeitraume glückte es ihm, „Berlin in eine Stadt der Schönheit umzugestalten“, wie seine Verehrer sagen, jedenfalls aber unsrerer Hauptstadt im wesentlichen den Stempel aufzudrücken, den sie bis diese Stunde trägt. Denn auch das, was nach ihm gebaut worden ist, ist Geist von seinem Geist. Wenige Beispiele (wenn

überhaupt) dürften sich finden lassen, daß es einem Baumeister in dieser Weise vergönnt gewesen wäre, eine ganze Stadt wie neugeboren aus seiner Hand hervorgehen zu sehen. Bei Hamburg, München, Petersburg, die sich sofort aufdrängen, liegen die Dinge doch anders; und selbst die London-City (die in gewissem Sinne als eine Schöpfung Christopher Wrens betrachtet werden darf), bietet nur Ähnliches, nichts Gleiches.

Es verlohnt sich zu zeigen, worin der Unterschied liegt.

Wenn man in London auf der Blackfriarsbrücke steht und neben der Kuppel von St. Paul, die in nächster Nähe aufsteigt, die zwei- und fünfzig Türme überblickt, die bis an den Tower hin und darüber hinaus das Häusermeer der City überragen, so darf man sagen, dies in Nebel und Sonne zauberhaft daliegende Stück London ist das Werk Christopher Wrens — alles war niedergebrannt, und auf dem Trümmerschutt des alten Londons fiel ihm die Aufgabe zu, ein neues London aufzurichten. Aber dennoch, wie schon angedeutet, stellt sich auch hier bei manchem Verwandten der Situation eine sehr wesentliche Verschiedenheit heraus. Was Wren für die London-City tat, war unendlich mehr und unendlich weniger. Wren hat, wenn man die City als ein Ganzes auffaßt, als ein daliegendes Stück Landschaft in Stein, diesem architektonischen Landschaftsbilde seine bestimmte Physiognomie gegeben, was man von Schinkel, in bezug auf die Stadt, die er, partiell wenigstens, baulich umwandelte, ganz und gar nicht sagen kann. Für die Gesamterscheinung Berlins nach außen hin ist es gleichgültig, ob Schinkel gelebt hat oder nicht. Ein Blick auf Berlin vom Kreuzberg oder von der Inselbrücke aus würde in allem wesentlichen derselbe sein, wenn auch die Schinkelschen Bauten fehlten. Wenn nun somit einerseits der Einfluß Wrens den Schinkels zu überbieten scheint, so stellt sich doch, wenn wir in die Städte eintreten, statt sie von außen her als ein Totalbild zu betrachten, das Verhältnis umgekehrt. Eingetreten in die Städte, beschäftigt mit ihren Details, finden wir, daß Wren, den die großen Aufgaben des Kirchenbaues beschäftigten, ohne Einfluß auf die Einzelphysiognomien der Straßen und Häuser geblieben ist, während dasselbe Berlin, das nach außen hin kaum einen einzigen Schinkelschen Zug verrät, in seinem Innern, von Straße zu Straße, den Stempel Schinkels trägt. Inwieweit dies der Fall ist, das wird am ehesten erhellen, wenn ich einfach aufzähle, welche

Häuser und Paläste, welche Brücken und Plätze wir der fünfundzwanzigjährigen baukünstlerischen Tätigkeit unseres Schinkel verdanken.

Es sind: die Königswache, die Domkirche (Restauration), das Kreuzberg-Monument, das Monument für den General von Scharnhorst auf dem Invalidenkirchhof, das Schauspielhaus, das Potsdamer Tor und die Wachthäuser rechts und links, das alte Museum samt Lustgarten und Springbrunnen, die Schloßbrücke samt ihren Statuen, die Friedrich-Werdersche Kirche, die vier Kirchen in Wedding und Moabit, vor dem Rosentaler Tor und auf dem Gesundbrunnen, die Palais der Prinzen Karl und Albrecht, die neuen Pachtofsgebäude, das Graf Hedernsche Palais, die Einfahrt in die Neue Wilhelmstraße, die Sternwarte am Endeplatz, die Bauerschule.

Bedeutsam wie diese Bauten sind — vorzüglich für den, der die Geschichte derselben verfolgt und die Schwierigkeiten in Anschlag bringt, die sich der Ausführung mal für mal entgegenstimmten — so geben sie doch nur zum kleinsten Teil eine Vorstellung von der umfassenden und geradezu Staunen erregenden Tätigkeit, die Schinkel zunächst innerhalb der Hauptstadt und ihrer Umgebung⁴, dann mit Rücksicht auf das ganze Land entfaltete.

Wenn wir uns annähernd ein richtiges Bild davon entwerfen wollen, welcher Art und welchen Umfanges sein Schaffen war, so müssen wir nicht allein das im Auge haben, was er widerstrebenden Gewalten gegenüber aus Berlin wirklich machte, sondern vor allem auch, was er daraus machen wollte; so müssen wir in den Kreis seiner schöpferischen Tätigkeit das mit hineinziehen, was in hundert ausgeführten Blättern auf dem Papiere lebt, aber an der Ungunst der Zeiten scheiterte. An der Stelle, wo jetzt das Potsdamer Tor steht, den größten Teil des Leipziger und des Potsdamer Platzes überdeckend, sollte sich die große Friedenskathedrale zur Erinnerung an die Freiheitskriege erheben. Die Linden entlang gedachte er in Statuen und Erinnerungsmalen eine monumentale Siegesstraße zu ziehen, und an Stelle des alten Domes sollte ein

⁴ In Potsdam führte Schinkel folgende Bauten aus: das Kasino, Schloß Glienick, die Nikolaiikirche, das Kavalleriehaus auf der Pfaueninsel, die Brücke zu Glienick, Charlottenhof, Schloß Babelsberg (teilweis). In Tegel: das Schloßchen; in Stralau: die Kirche. Dazu verschiedene Villen in der Umgegend von Berlin.

wirklicher Dom hoch in die Luft steigen, glänzend genug, um sich den andern Prachtbauten jenes Platzes würdig anzureihen. So waren die Pläne, nur die Mappen Schinkels geben Auskunft darüber, was damals alles gedacht und entworfen, was alles — weit über die bloße Phantasterei hinaus — ernstlich erstrebt wurde. Das wenigste trat ins Leben. „Er diente einem sparsamen König in einer geldarmen Zeit.“

Diese Mappen, die eigentlichste Hinterlassenschaft Schinkels, sind es überhaupt, die weit über das bloß Architektonische hinaus, gleichviel nun, ob es Plan blieb oder ausgeführt wurde, uns ein Bild der Gesamttätigkeit des Meisters erschließen, die fast alle Gebiete des künstlerischen Lebens umfaßt. Gab es eine neue Spontinische Oper, wer anders als Schinkel konnte die Dekorationen, gab es ein fürstliches Begräbniß, wer anders als Schinkel konnte die Zeichnung zu Monument oder Grabstein entwerfen? Das ganze Kunsthandwerk — dieser wichtige Zweig modernen Lebens — ging unter seinem Einfluß einer Reform, einem mächtigen Aufschwung entgegen. Die Tischler und Holzschneider schnitzten nach Schinkelschen Mustern, Fayence und Porzellan wurden schinkelsch geformt, Tücher und Teppiche wurden schinkelsch gewebt. Das Kleinste und das Größte nahm edlere Formen an: der altväterische Ofen, bis dahin ein Ungeheuer, wurde zu einem Ornament, die Eisengitter hörten auf, eine bloße Anzahl von Stangen und Stäben zu sein, man trank aus Schinkelschen Gläsern und Pokalen, man ließ seine Bilder in Schinkelsche Rahmen fassen, und die Grabkreuze der Toten waren Schinkelschen Mustern entlehnt. In dieser Welt Schinkelscher Formen leben wir noch; die wenigsten unter uns wissen es, aber dies Nichtwissen ändert nichts an der Tatsache. Wie in der Baukunst selbst, so leben auch in den zahlreichen Zweigen des Kunsthandwerks die Schinkelschen Traditionen fort. Seine Schule blüht und durchdringt, so weit ein künstlerischer Einfluß reichen kann, unser Leben.

Seine Tätigkeit, wie sie sich über alle Kunstgebiete erstreckte, so rastlos war sie auch; selbst am Teetisch, dem Gang der Unterhaltung folgend, zeichnete er mit Feder und Bleistift vor sich hin. Nur Reisen, immer ersehnt und immer willkommen, unterbrachen von Zeit zu Zeit den Gang der Geschäfte, das Gleichmaß des Schaffens. Freilich auch diese Reisen waren wieder Arbeit, aber doch immerhin

eine Erfrischung, wie nichts anderes sie ihm gewährte. 1820 war er in Jena und Weimar, um Goethe zu besuchen, „an dessen persönlichem Umgang er sich erquickte“; 1824 riß er sich abermals auf fünf Monate los, um in Gesellschaft des Professors Waagen Italien zum zweiten Male zu besuchen. Wir verweilen aber lieber bei einer im Frühjahr und Sommer 1826 nach Paris, England und Schottland hin, in Begleitung seines Freundes Deuth, gemachten Reise, weil wir in den Briefen und Blättern, die uns ziemlich reichhaltig speziell über diese Reise vorliegen, am meisten Frische, Behagen und gute Laune und das reifste und zutreffendste Urteil über Dinge und Zustände zu finden glauben. Die Schilderungen sind von einer merkwürdigen Präzision. So schreibt er aus dem „Ossian-Lande“, von Staffa und Jona zurückkehrend, an seine Frau:

„Die Fahrt ging durch den Sound of Mull zwischen der Insel Mull und der Halbinsel Morven hindurch, die mit hohen Küsten ihre Gipfel fast in ewigem Nebel verstecken. Doch gab es hier und da herrliche Sonnenblicke, wo dann die Gebirge, die aus Fels und Sumpf bestehen, in ihrer ganzen Nacktheit bis zur Spitze gespensterhaft hervortreten. Viele einzelne Felseninseln und Vorgebirge strecken sich in's Meer und tragen hier und da einmal einen alten Thurm oder ein Castell; sonst gewahrt man, an den schroffen, wilden Küsten entlang, nur Hütten aus schwarzem Stein, schlecht zusammengepackt und mit Stroh gedeckt, über welches ein mit Steinen beschwertes Netz von Stricken aus Heidekraut gelegt ist, um gegen Sturm zu schützen. Auffallend dabei ist es, wie modisch die armen Einwohner dieser Hütten in mancher Beziehung sich kleiden. Namentlich der Kopfschmuck. In Lumpen gehüllt und barfuß, stülpen die Weiber dennoch ein feines Häubchen oder einen Hut mit Krausen und Band über das ungekämmte Haar.“

Dann die Beschreibung Staffas. „Um zwölf Uhr etwa hatten wir Staffa erreicht. Man sieht beim Anfahren die ganze Architektur des Basalts und landet bei der Fingals-Höhle. Nur die eine der beiden hübschen Töchter“ (auch Schinkel findet die Töchter Englands immer hübsch und mit Recht) „war mitgegangen, während die Mutter und Schwester wegen Seefrankheit in Tobermory hatten zurückbleiben müssen. Das Meer ist in der Höhle, die wie eine Kirche erscheint, sehr tief und hebt sich im Hintergrunde mit jeder einströmenden großen Welle über zwölf bis funfzehn Fuß in die Höhe,

wobei denn das donnernde Brausen nicht aufhört. Unsre deutschen Reisegenossen sangen im Hintergrunde eine Harmonie, die im Wogengeräusch wie Orgeltöne klang, zumal die ganze Höhle selbst einer großen Orgel gleicht und die funfzig Fuß hohen Basaltsäulen ganz regelmäßig, wie Pfeifen, nebeneinander stehen. Die Decke wölbt sich spitzig aus nicht ganz formirten wilden Massen zusammen. Das Meer erscheint hinten in der Höhle sehr grün, und dadurch entsteht in dem ganzen schwarzen Basaltgestein für das Auge die Empfindung vom schönsten Purpur. Nachdem wir uns an diesem großartigen Naturspiele hinreichend ergötzt hatten, gingen wir die gefährvollen Wege auf den abgebrochenen Säulen zurück; dann erstiegen wir, den Felsen hinauf, die mit dünner Erdschicht überdeckte, obere Fläche der Insel. Einige wilde Pferde und ein paar Kühe, die einzigen Bewohner dieses Eilands, rissen beim Anblick der aus der Tiefe heraufkletternen Gesellschaft mit wüthender Schnelligkeit nach der entgegengesetzten Seite aus, wobei mir Walter Scott's Schilderungen im Piraten einfielen. Man hat angefangen, ein kleines steinernes Hüttchen als eine Art von Wirthshaus oben zu bauen." (Es existiert nicht mehr.)

Solchen Schilderungen pflegte Schinkel, mitten in die flüchtige Schreiberei des Briefes hinein, eine ebenso flüchtig entworfene Skizze des Gesehenen beizufügen, und es ist ein großes Verdienst Alfreds von Wolzogen, bei Herausgabe der Schinkelschen Briefe dem Text diese Zeichnungen mit beigegeben zu haben. Wer das Glück hat, diese wilden, hochpoetischen Gegenden der schottischen Westküste zu kennen, wird frappiert sein, in diesen wenigen, rasch mit Tinte hingekritzeltten Skizzen das alte Ossian-Land wieder lebendig vor sich aufsteigen zu sehen.

Auch den Briefen aus England — das sei gleich hier bemerkt — sind solche Federzeichnungen beigegeben, flüchtige Skizzen, die durch die überaus geniale Art der Behandlung an ähnliche Arbeiten des schon einmal zitierten William Turner erinnern, Turner, der — wie er überhaupt mannigfach Verwandtes mit Schinkel aufweist — ihm auch darin gleichstand, daß er mit zwölf Strichen und ebenso vielen Punkten ein ganzes Landschaftsbild zu geben verstand. Die Schinkelsche Skizze von Manchester (siehe Aus Schinkels Nachlaß, Band II, S. 114) ist mir nach dieser Seite hin immer wie ein kleines Wunderding erschienen. Ebenso scharf aber wie er zu sehen

verstand, so scharf und zutreffend wußte er auch zu urteilen, und die kurzen kritischen Bemerkungen, die sich durch diese England-Briefe hindurchziehen, sind von höchstem Interesse. „Mr. Connel, Mr. Kennedy und Mr. Morris“, so schreibt er, „haben Gebäude sieben bis acht Etagen hoch, und so lang und tief wie das Berliner Schloß. Man sieht Gebäude stehen, wo vor drei Jahren noch Wiesen waren, aber diese Gebäude sehen so schwarz aus, als wären sie 100 Jahr in Gebrauch. Die ungeheuren Baumassen, blos von einem Werkmeister, ohne alle Architektur und nur für das nackte Bedürfnis allein aus rothem Backstein aufgeführt, machen einen höchst unheimlichen Eindruck.“ In Liverpool ist er vortrefflich zu Mittag (wie immer) und schläft gut, kehrt aber doch mit dem Eindruck heim, „daß Liverpool zwar eine enorme, aber im Ganzen doch eine unansehnliche Stadt sei“.

Diese Ruhe und Sicherheit in der Betrachtung der Dinge ist es, was diesen Briefen einen solchen Reiz verleiht. Alles Große, Reiche, Schöne findet eine willige, nirgends mäkelnde Anerkennung; zugleich aber steht der hingebenden Freude über das Geschaute ein unerschütterliches Urteil zur Seite, das sich nicht beirren und weder durch Scheinkünste, noch durch Massen oder Zahlen imponieren läßt. Schinkel selbst zählte später diese Reise zu seinen liebsten Erinnerungen.

Die Art, wie Schinkel zu reisen pflegte, gewährte ihm (ich deutete dies schon an) immer eine große geistige Erholung, eine körperliche aber kaum; denn er, dessen ganzes Wesen so durchaus auf das Geistige gerichtet war, daß er sich mit allen physischen Bedürfnissen so kurz und mäßig wie nur immer möglich abfand, hatte dann am allerwenigsten ein Ohr für die Forderungen des Körpers, wenn sein Geist (wie immer auf Reisen geschah) doppelte und dreifache Nahrung empfing. So kam es, daß seine ursprünglich robuste Natur vor der Zeit zu wanken begann, und von 1832 an sah er sich fast alljährlich genötigt, statt zu Reisen für Auge und Herz, zu Badekuren seine Zuflucht zu nehmen. Marienbad, Karlsbad, Rissingen wurden abwechselnd gebraucht. Auch im Sommer 1839 war er wieder in Rissingen gewesen, hatte von dort aus München besucht, wo die eben damals entstandenen griechischen Landschaften Rottmanns noch einen überaus harmonischen Eindruck auf ihn gemacht hatten, und allen Nachrichten nach, die eintrafen, schien er

ein Genesener und bei heiterster Stimmung zu sein. Aber schon bei seiner Rückkehr nach Berlin zeigte sich eine große Erschöpfung. Er nahm noch teil an allem, indes die Mattigkeit wuchs; auch ein Ausflug im nächsten Sommer versagte den Dienst, und schwer krank kehrte er am 7. September (1840) nach Berlin zurück. Eine allgemeine Apathie kam über ihn, der Puls zeigte kaum noch fünfzig Schläge in der Minute, und eine Verdunkelung des einen Auges gab zur Befürchtung des Schlimmsten Veranlassung. Ein Aderlaß (vielleicht irrtümlich) wurde angeordnet, aber schon nach wenigen Minuten sank er in eine tiefe Ohnmacht, um nie wieder zum vollen Bewußtsein zurückzukehren. Und doch lebte er noch länger als ein Jahr.

„Ich habe ihn“, so erzählt sein Biograph, „in diesem Zustande nur selten gesehen. Der Anblick war mir zu schmerzlich. Da ich aber bei Thorwaldsens Anwesenheit im Jahre 1841 diesem die Entwürfe für die Malereien in der Museumshalle (die wir jetzt al fresco daselbst besitzen) zeigte, wurde er, lange dabei verweilend, so von deren Schönheit ergriffen, daß er dem Verlangen, auch ihren hoffnungslos daniederliegenden Urheber einen Augenblick zu sehen, nicht widerstehen konnte. Als ich mit ihm an das Bett trat, fixierte ihn Schinkel sehr aufmerksam und sagte, ihn erkennend, leise: „Thorwaldsen!“ Dann nach einer kleinen Pause: „Sie gehen nach Rom?“ Er versuchte noch mehr zu sprechen, doch Thorwaldsen, überwältigt von dem Gefühl, den Freund, den er früher in Rom so frisch und lebenskräftig gesehn, von dessen geistiger Tätigkeit er noch soeben herrliche Beweise geschaut, in solchem Zustande zu erblicken, flüsterte mir zu: „Ich kann es nicht mehr aushalten“ und wandte sich, indem die Tränen seinen Augen entstürzten, von ihm ab. Der Vergleich des hilflos daliegenden Schinkel, dessen Alter ihm noch eine Reihe von Jahren zu leben erlaubt hätte, mit dem kräftigen, in aller Fülle der Gesundheit vor ihm stehenden, so viel ältern Thorwaldsen⁵, hatte etwas unbeschreiblich Erschütterndes.“

⁵ Thorwaldsen starb drei Jahre später, und ihm war freilich ein schönerer Tod gegönnt. Er war mit Dehlenschläger im Kopenhagener Theater; ein nationales Stück, dessen Titel ich vergessen habe, wurde gegeben. An einer schönen, ergreifenden Stelle, als aller Augen auf die Bühne gerichtet waren, fühlte Dehlenschläger, wie das weiße, mächtige Haupt Thorwaldsens langsam, beinahe leblos schon, auf seine Schulter niederfiel und sich erhebend, rief er mit mächtiger Stimme in die Bühne hinein: „Still! Thorwaldsen stirbt.“ Und alles wurde still.

Dies war im Sommer 1841. Das Leben zog sich noch bis in den Herbst desselben Jahres hin. Im September erfolgte ein Blutsturz, der Vorbote des Todes. Ein Fieber stellte sich ein, das ihn nicht wieder verließ; am 9. Oktober starb er.

Am 12. Oktober wurde er auf dem Friedhofe der Dorotheenstädtischen oder Friedrich Werderschen Gemeinde (vor dem Oranienburger Tore) bestattet. Es ist derselbe Friedhof, auf dem auch Fichte, Hegel, Franz Horn, Schadow, Beuth und Borsig ihre Ruhestätte gefunden haben. Ein unabsehbares Gefolge hatte sich angeschlossen, da alle Gewerke, die in irgendeiner Beziehung zu der Ausführung architektonischer Werke stehn, mit erschienen waren. Professor Stier hielt eine begeisterte Rede.

Das Grabmal, das ihm, das Jahr darauf, auf dem Friedhofe errichtet wurde, war eine Nachbildung des Hermbstädtischen Monuments, das Schinkel selbst einige Jahre früher entworfen hatte. Man folgte dabei dem Räte Beuths, der sich wiederholentlich dahin geäußert, „man könne dem hingeschiedenen Freunde kein besseres Denkmal geben, als seine eigenen Arbeiten“. Das Monument ist etwa sechs Fuß hoch, aus Granit und Bronze aufgeführt und trägt, neben Namen und Daten, die Inschrift:

Was vom Himmel stammt, was uns zum Himmel erhebt
Ist für den Tod zu groß, ist für die Erde zu rein.

Wir wenden uns jetzt der Frage nach der äußern Erscheinung Schinkels, nach seinem Charakter und (soweit diese Frage nicht schon berührt wurde) nach seiner Kunst-reformatorischen Bedeutung zu.

Zunächst seine äußere Erscheinung. Er war von mittlerer Größe und schlankem Körperbau; zu seiner gesunden Gesichtsfarbe paßte das früh schon silbergrau erglänzende, lockige Haupthaar vortrefflich. Meist trug er einen blauen Überrock und jederzeit weißeste Wäsche. Er war nicht schön; aber der ernst-milde Ausdruck seines unregelmäßig geformten Gesichts, dabei sein schöner, elastischer Gang verrieten den Mann höherer Begabung. Am treffendsten hat ihn Franz Kugler geschildert: „Wenigen Menschen war so, wie ihm, das Gepräge des Geistes aufgedrückt. Was in seiner Erscheinung anzog und auf wunderbare Weise fesselte, darf man nicht eben als eine Mitgift der Natur bezeichnen. Schinkel war kein schöner Mann,

aber der Geist der Schönheit, der in ihm lebte, war so mächtig und trat so lebendig nach außen, daß man diesen Widerspruch der Form erst bemerkte, wenn man seine Erscheinung mit kalter Besonnenheit zergliederte. In seinen Bewegungen war ein Adel und ein Gleichmaß, in seinem Munde ein Lächeln, auf seiner Stirn eine Klarheit, in seinem Auge eine Tiefe und ein Feuer, daß man sich schon durch seine bloße Erscheinung zu ihm hingezogen fühlte. Größer aber noch war die Gewalt seines Wortes, wenn das, was ihn innerlich beschäftigte, unwillkürlich und unvorbereitet auf seine Lippen trat.“

Die Anzahl der Bildnisse, die wir von ihm besitzen, ist ziemlich zahlreich. Wolzogen zählt acht Skulpturen (Büsten, Reliefs, Statuetten) und zwanzig eigentliche Bilder (Zeichnungen, Stiche, Porträts usw.) auf. Dazu kommt die große Bronzestatue von Drake, die seit einigen Jahren neben den Statuen von Beuth und Thaer auf dem Platz vor der Königlichen Bauerschule steht. Ich leiste darauf Verzicht, die einzelnen Porträts Schinkels hier namhaft zu machen, nur das sei hervorgehoben, daß dem Wolzogenschen Werke, und zwar in vorzüglicher photographischer Nachbildung, vier Bildnisse Schinkels aus seinen verschiedenen Lebensepochen beigegeben sind. Es sind dies: 1. der 22jährige Schinkel nach einem Ölbilde von Johann Carl Roeßler (Rom 1803); 2. der 34jährige Schinkel nach einer Kreidezeichnung von ihm selbst; 3. der 43jährige Schinkel nach einem Ölbilde von Begas (Berlin 1824); 4. der 52jährige Schinkel nach einem Ölbilde von Carl Schmid aus Aachen. Hieran reiht sich ein fünftes Bild, Holzschnitt, das einer kleineren Arbeit Wolzogens „Schinkel als Architekt, Maler und Kunstphilosoph“ beigegeben ist und nach einem von Krüger gemalten, dem Grafen Raczinsky zugehörigen Bilde angefertigt wurde. Auch das sei noch hinzugefügt, daß sich das Porträt Schinkels auf den Reliefbildern der Blücherstatue von Rauch und des Beuth-Denkmal's von Riß befindet⁶.

⁶ Schinkels Porträtfigur an der Blücherstatue befindet sich auf dem Seitenfelde rechts, dem Opernhause zu. Es ist ein Soldat, der sich nach der Schlacht an sein Pferd lehnt, während Verwundete und Erschöpfte um einen großen, über dem Feuer hängenden Kessel herumsitzen. — Auf dem Beuth-Denkmal ist Schinkel derjenige, der sich (Seitenfeld rechts) mit dem Entwurf des Musters zu einem Gewebe beschäftigt.

Was den Charakter Schinkels angeht, so hat ihn niemand trefflicher geschildert als Waagen, der ihm so viele Jahre hindurch in Kunst und Leben nahestand. Er sagt von ihm:

„An die Spitze der zahlreichen Vorzüge dieses reich begabten Naturells stelle ich seine hohe sittliche Würde, seine seltene moralische Kraft, seine noch seltener Selbstverleugnung und außerordentliche Herzensgüte.

Durch diese Eigenschaften erhielt er für alle Lebensbegegnisse eine sichere Haltung, für öfters bedenklich erscheinende Lebensentschlüsse (z. B. jung und mittellos die große Reise nach Italien anzutreten), für die schwierigsten, langwierigsten, oft unangenehmsten Arbeiten eine eiserne Ausdauer. Nie habe ich eine so entschiedene, ja fast grausame Herrschaft des Geistes über den Körper beobachtet, als es bei ihm der Fall war. Nirgends indessen sprach sich seine Selbstverleugnung schöner aus, als wenn Lieblingspläne von ihm, welche er in allen Theilen mit voller Hingebung streng durchgebildet hatte, entweder gar nicht zur Ausführung kamen, oder doch mannigfach verändert und beschnitten wurden⁷. Wie lebhaft auch der Schmerz war, den er bei solchen Gelegenheiten empfand, so erzeugte er doch nicht jene so leicht begreifliche Verdrossenheit, welche in ähnlichen Fällen meist das Interesse an einer Aufgabe aufhebt oder mindestens schwächt; er nahm vielmehr von Neuem seine ganze Kraft zusammen, um Alles zu retten, was unter den beschränkenden Um-

⁷ In solchen Momenten war ihm der kunst sinnige Kronprinz ein Trost und eine Erhebung. „Kopf oben, Schinkel; wir wollen einst zusammen bauen“, das war die Zauberformel, vor der alle Trübsal schwand. Charlottenhof „das in Rosen liegt“ war nur ein Anfang; ganz andere Dinge waren geplant und harrten ihrer Ausführung. Ob das Einvernehmen dasselbe geblieben wäre, wenn Schinkel die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. um mehr als wenige Monate überlebt hätte, steht dahin. Fast möchten wir es bezweifeln. Der König war eben König und Schinkel, wenn auch in vielem nachgiebig, war doch sehr fest in seinen Kunstprinzipien. Die einzige Begegnung, die sie noch hatten, verlief nicht ermutigend. Schinkel, wenige Tage nach der Thronbesteigung bereits zum Könige berufen, war nicht da; er war ohne Urlaub nach Ruppin gereist. Als er erschien, wurde er mit den Worten empfangen: „Sie haben sich wohl vor dem Kanonendonner gefürchtet, der meinem Volke meine Thronbesteigung verkündete.“ Gewiß wäre alles wieder eingeklungen; aber, wie immer auch, der König war eben — der Kronprinz nicht mehr.

ständen zu retten war, ja er entwickelte öfter daraus wieder eigenthümliche Schönheiten.

Er bildete an seinen Werken mit einer ungeschwächten Liebe fort. Dessenungeachtet war er nichts weniger als blind für dieselben eingenommen. Mit echter Bescheidenheit betrachtete er sie immer nur als mehr oder minder gelungene Annäherungsversuche an eine in ihm lebendig gewordene Kunstidee. Ein unbedingtes und allgemeines Lob verletzte ihn daher; dagegen spiegelte sich seine Zufriedenheit auf die lebenswürdigste Weise auf seinem Gesichte, wenn Jemand von selbst den Sinn seiner feineren künstlerischen Intentionen auffand und hervorhob. Er hatte daher auch in seinen spätesten Jahren mit der Kunst keineswegs abgeschlossen, sondern befand sich immer im freisten und frischesten Vorwärtstreben. In der regen Begierde etwas Neues zu lernen, in der Biegsamkeit und Empfindlichkeit seines Geistes für Aufnahme neuer, künstlerischer Eindrücke ist er immer ein Jüngling geblieben. Wie streng er aber in jeder Beziehung sich selbst beurtheilte, so mild, so liebevoll anerkennend war er gegen Andere. Nur innere Unwahrheit, falsche Ostentation, hohles Aufblähen, leerer Dünkel, geistige Trägheit, Oberflächlichkeit und Gemeinheit waren Eigenschaften, welche im Leben wie in der Kunst zu sehr mit seiner innersten Natur in Widerspruch standen, als daß sie nicht sein Mißfallen, bisweilen seinen lebhaften Tadel hervorgerufen hätten. Und in diesem Punkte, Wesen von Schein, Wahrheit von Lüge zu unterscheiden, besaß er eben vermöge seiner großen Reinheit einen sehr feinen, in unsren Tagen leider immer feltner werdenden Sinn. Sein ganzes Wesen war so durchaus auf das Geistige gerichtet, daß man von ihm, im Gegensatz zu denen, die nur leben um zu essen, ohne Uebertreibung sagen konnte: er aß nur um zu leben. Was man andern gewöhnlicheren Menschen mit Recht zum hohen Verdienst anrechnet, die größte Uneigennützigkeit, die strengste Rechtlichkeit, verstand sich bei einem so hohen, durchaus edlen Charakter, wie Schinkel, von selbst, und nur selten ist mir im Leben eine Natur begegnet, auf welche Goethe's schöne Worte über Schiller: „Und fern von ihm in wesenlosem Scheine, lag, was uns alle bändigt, das Gemeine“ in so vollem Maße ihre Anwendung gefunden hätten.“

So viel über seinen Charakter. Wir wenden uns jetzt ausschließlich dem Künstler zu und legen uns zunächst die zwei Fragen vor:

1. Bestimmte die Antike, in deren Geist er zu bauen trachtete, von Anfang an seine Richtung? 2. Inwieweit beherrschte ihn diese Richtung überhaupt? Gehorchte er ihr ausschließlich, oder erkannte er Mängel und Grenzen innerhalb derselben an?

Zunächst ad 1. Die Hellenik war nicht ein Patengeschenk, das irgendeine griechische Fee unserem Schinkel gleich bei seiner Geburt mit in die Wiege gelegt hätte, sie war ein mühevoll Erobertes, das er erst nach langem Suchen fand. Es ist wahr, daß sich in allen Schinkelschen Bauwerken, die vorzugsweise vor unsrer Seele stehen, wenn wir von Schinkel sprechen, kaum ein Schwanken, kaum eine prinzipielle Unsicherheit nachweisen läßt, aber wir müssen uns hüten hieraus, wie aus dem zufälligen Umstande, daß einige seiner frühesten Jugendarbeiten (aus der Gillys-Zeit) einen gewissen antikisierenden Charakter tragen, den Schluß zu ziehen: „Er war immer Hellene; schon der achtzehnjährige Schinkel stand auf demselben Grund und Boden, auf dem er dreißig Jahre später während der Blütezeit seines Schaffens stand.“

Diese Annahme ist eben durchaus unrichtig. Seitdem wir eine völlige Schinkelliteratur haben, seitdem zuletzt noch das mehrgenannte Wolzogensche Werk uns Einblick verschafft hat in den Entwicklungsgang des Meisters, haben wir auch Gewißheit darüber erlangt, daß Schinkel im Jahre 1816, als er die neue Wache zeichnete, nicht einfach wieder da anknüpfte, wo er, als er das Gillysche Haus verließ, stehengeblieben war, sondern daß dieser bewußten Aufnahme dessen, was er dreizehn Jahre früher ohne volles künstlerisches Bewußtsein praktisch geübt hatte, ernste Kämpfe vorausgingen, Kämpfe, die auch in den ersten Jahren einer vollbewußten Tätigkeit noch nicht abgeschlossen waren und sich — freilich einer immer klareren Überzeugung von der Richtigkeit des eingeschlagenen Weges Raum gebend — hinzogen bis in die letzten Jahre seines Lebens.

Ohne bei den italienischen Briefen Schinkels verweilen zu wollen, die genugsam zeigen, daß ihn damals die mittelalterlich-sarazenischen Bauten weit mehr interessierten als die griechischen Tempel, für die er doch in erster Reihe hätte schwärmen müssen, — verweisen wir an dieser Stelle lediglich auf die Pläne und Zeichnungen zu der großen (schon erwähnten) Friedenskathedrale, die auf dem Leipziger Platz errichtet werden sollte. Die Beschäftigung mit diesem Kathedralenbau fällt in das Jahr 1817 und 1818, und die

Hellenik hatte um diese Zeit noch so wenig ausschließlich Besitz von ihm genommen, daß er — wie die ausgeführtesten Zeichnungen uns belehren — diesen Erinnerungsbau nicht als einen griechischen Tempel oder etwas dem Verwandtes, sondern als einen großen gotischen Dom (zugleich mit einer Kuppel) ausführen wollte. Also 1818 noch der Hellene Schinkel als Gotiker.

Dieser Bau kam nicht zur Ausführung, und es scheint allerdings, als ob sich die Anschauungen Schinkels von jener Epoche an der Gotik immer mehr ab- und der Antike immer mehr zugewandt hätten; aber — und hiermit gehen wir zu unsrer zweiten Frage über — auch in dieser seiner späteren Epoche, in der sein Urtheil über das vorzugsweis Schöne und deshalb vorzugsweis Wünschenswerte der Antike allerdings wohl unerschütterlich feststand, auch in dieser seiner reifsten Zeit ließ er sich von der Vorliebe für das Griechentum niemals so beherrschen, daß er dasselbe in bestimmten Fällen nicht den einfach-natürlichsten Erwägungen unterzuordnen gewußt hätte. Mit andern Worten, seine Begeisterung wurde nie zu Prinzipienreiterei und Donquichotterie. Vielsach liegen die Beweise dafür vor. Ähnlicher Einseitigkeiten, wie z. B. der Professor Hirt, der, als es sich um die Errichtung eines Lutherdenkmals handelte, einfach erklärte, daß dasselbe nur im griechischen Stil geschehen könne, „da das Gotische durchaus der Barbarei angehöre“ — ähnlicher Einseitigkeiten war er unfähig, ja er hatte, wie in allem, so auch hierin ein feinstes Unterscheidungsvermögen dafür, wieweit die griechische Kunst reichte und wieweit nicht, was sie voll besaß und was nicht. Als es sich darum handelte, ein Projekt zu einem Mausoleum für die Königin Luise zu entwerfen, entschied er sich höchst bemerkenswerterweise für Anwendung des gotischen Stils und schrieb eigens: „Die harte Schicksalsreligion des Heidentums hat hier das Höchste nicht schaffen können. Die Architektur des Heidentums ist in dieser Hinsicht bedeutungslos für uns; wir können Griechisches und Römisches nicht unmittelbar anwenden, sondern müssen uns das für diesen Zweck Bedeutsame selbst erschaffen. Zu dieser neuzuschaffenden Richtung der Architektur gibt uns das Mittelalter einen Fingerzeig.“ Auch in diesem Briefe wieder betonte er mehrfach die „überlegenen Schönheitsprinzipien des heidnischen Altertums“, aber er war feinsinnig genug, um zu fühlen, daß diesen „überlegenen Schönheitsprinzipien“ nicht die Gesamtheit unsres modernen Le-

bens, weder in seinen höchsten geistigen Forderungen (wie in der Kirche), noch in seinen hundertfach neugestalteten praktischen Bedürfnissen untergeordnet werden könne. Er selbst hat sich darüber vielfach verbreitet und mustergültige Worte niedergeschrieben. Die Schönheit der Hellenen sollte uns im großen und ganzen beherrschen, aber sie sollte uns nicht in dem Kleinram des Lebens, da wo sie nicht ausreichte oder nicht hingehörte, tyrannisieren.

Die Tatsache bleibt freilich bestehen und soll bestehen bleiben, daß Schinkel in griechischem Geiste baute. Was er begann, hat seine Schule fortgeführt.

Die Frage ist aufgeworfen worden — und mit dieser Betrachtung schließen wir — ob unsrer Stadt durch die Bevorzugung der Antike ein besonderer Dienst geleistet worden ist, oder ob es nicht vielleicht ein Gewinn gewesen wäre, wenn Schinkel an dem Scheidewege, an dem er bis 1818 stand, sich schließlich anders entschieden und eine Kunstreform im gotischen statt im griechischen Geiste beschlossen hätte. Die Antwort wird notwendig verschieden lauten, je nachdem die Frage an die Vertreter dieser oder jener Schule innerhalb der Baukunst gerichtet wird. Wir unsrerseits glauben uns Glück wünschen zu dürfen, daß die Entscheidung Schinkels so getroffen wurde, wie er sie traf, und nicht anders. Denn jener Schule, deren Ausgangspunkt die Antike ist, gehört die Zukunft. Es ist unzweifelhaft, daß ein Mann von Schinkels eminenten Begabung durch eine beliebige andre Wahl, also auch ganz besonders durch Wiederbelebung der Gotik das, was uns als die natürliche Entwicklung der Dinge erscheinen will, hätte aufhalten können. Aber selbst Schinkel würde dadurch nichts anderes geschaffen haben als ein gotisches Interim. Der Eklektizismus — der heutzutage in allen Künsten, sicherlich aber in der Baukunst vorherrscht und der, weil er beständig zu Prüfung und Vergleich auffordert, die kritische Begabung weit über alles andre hinaus ausbildet — mußte schließlich dabei ankommen, unter dem Verschiedenen, das sich ihm bot, das Einfachere, das Korrektere, das Stil- und Gesetzwollere, vor allem das Ausbildungsfähigere zu adoptieren. Wenn Schinkel nicht dabei anlangte, so wurde der Sieg der Antike innerhalb der modernen Baukunst allerdings vertagt, aber ausbleiben konnte er nicht. Es ist das Verdienst Schinkels, nach mannigfachem Ringen und Kämpfen sich zuerst über diese Dinge klar geworden zu sein. Die Wiederbelebung

der Gotik (wenn wir vom Kirchenbau absehen) würde immer nur eine Episode, um nicht zu sagen eine Kuriosität innerhalb der modernen Baukunst geworden sein. Schinkel hat uns vor dieser Episode bewahrt.

Auf dem Friedrich Werderschen Kirchhof ragt sein Denkmal auf; wir haben es vorstehend beschrieben und seine Inschrift zitiert. Andre Erinnerungsmale werden folgen. Sein schönstes Gedächtnis aber lebt in der Schule fort, die er gegründet, und deren alljährlich wiederkehrendes Erinnerungsfest (das Schinkelfest) ein lebendiges Zeugnis ablegt von der Liebe zu dem geschiedenen Meister und von seiner Bedeutung.

Wenn beim Wein die Herzen klopfen
 Und das Fest zum Liebe drängt,
 Ziemt sich's, daß die ersten Tropfen
 Man den großen Toten sprengt;
 Segnend waltet ihr Gedächtnis
 Über uns, Gestirnen gleich,
 Und in ihrer Kraft Vermächtnis
 Fühlen wir uns groß und reich.

8

Michel Proken

Deutsch und verständlich! Euer Erzellenz schalten
 und walten im Lande! Das ist meine Stube!
 Halten zu Gnaden. Schiller

Aus meiner frühesten Jugend entsinne ich mich seiner. Er war damals erst ein Bierziger, hieß aber schon der „alte Proken“. Aufrecht stand er in der großen Rundtür seines Gasthofes und sah die Straße hinunter mit einer ruhigen Sicherheit, wie sie den König Polykrates gekleidet haben würde:

Dies alles ist mir untertänig,
 Gesteh, daß ich glücklich bin.

Und er war glücklich; er herrschte kraft seiner Kraft: die Stadt gehorchte ihm. Er trug einen Rock von altdeutschem Schnitt mit

ungeheuren Knöpfen und einen Kamm auf dem Scheitel. In den Nacken hinein fielen ihm die weißen Locken, und sein mächtiger Kopf, der durch die Pockennarben eher gewann als verlor, erinnerte an das Kurfürstenbild auf der langen Brücke. Michel hieß er, und er war der deutsche Michel in optima forma*; Proß hieß er (die Ruppiner zogen diese Abkürzung des Namens vor), und proßig war er trotz einem. Wie jeder Landesteil in einer bestimmten Figur kulminiert, die nun typisch wird, so die Grafschaft Ruppin in Michel Proßen. Denn er war ein Autochthone dieser Landschaftsecke zwischen Rhin und Dosse, dafür bürgt uns Dorf Proßen, aus dem seine Ahnen so sicher stammten, wie die Zietens aus Dorf Zieten oder die Shadows aus Dorf Shadow stammen.

Ein deutscher Bürger, wenn er diesen Namen verdienen soll, muß dreierlei haben: einen Besitz und ein Recht und drittens ein Gefühl der Freiheit, das erst aus beiden fließt. So war es im Mittelalter in den Reichs- und Hansestädten.

Aber als das Königreich Preußen ins Dasein sprang, stand es überall in deutschen Landen ziemlich schlecht mit dieser Dreierlei; hier fehlte Besitz, dort Recht, und das Gefühl der Freiheit konnte nicht aufkommen. Was davon da war, waren bloße Überreste aus anderen Zeiten her. Nirgends aber lagen die Dinge kümmerlicher als in der Mark, weil nirgends die Besitzverhältnisse kümmerlicher lagen. Besitz ist nicht notwendig Schöpfer der Freiheit, Despotien sind despotisch auch dem Reichthum gegenüber, aber der umgekehrte Satz ist richtig: keine Freiheit ohne Besitz. Zehn Morgen Sandland sind kein Besitz. Der Ackerbürger des vorigen Jahrhunderts war ein ärmlicher, in die Stadt verschlagener Bauersmann, der unmittelbar unter den Druckapparat des absoluten, überallhin eingreifenden Staates gestellt, sich nicht einmal der Täuschung einer Freiheit hingeben konnte, die für den zerstreut an Sumpf und Sand hin wohnenden Landbewohner gelegentlich noch vorhanden war.

So war die Regel. Aber nach der Lehre vom Gegensatz bildet nicht nur jede Regel ihre Ausnahme aus, sondern die Ausnahmefälle gestalten sich auch um so extremer, je extremer die Regel selber ist. Inmitten der häßlichsten Menschen findet man Erscheinungen wunderbarer Schönheit, Askese blüht in Zeiten sittlichen Verfalls, und in Epochen der Unfreiheit und bürgerlichen Verkommenheit sprie-

* in bester Gestalt.

ßen die Beispiele höchster Bürgertugend auf. Der Druck wird hier zum Segen. An der Entfaltung jedes Übermuts gehindert, gedeiht in solchen Gegensatz- und Ausnahmefällen der echteste Mut, die Selbstsucht wird gehindert ins Kraut zu schießen, und ein Einzel-Idealzustand der Freiheit wird unter dem allgemeinen Walten der Unfreiheit geboren. Ja um dieser Unfreiheit willen und infolge derselben.

So glücklich lagen nun bei unserem Michel Prozen die Dinge freilich nicht. Er war nichts weniger als eine Idealfigur, am wenigsten nach der Seite der Freiheit hin. Durchaus herrisch von Natur, wurzelte das trohige Stück Bürgertum, das er vertrat, nicht — wie wir dies im modernen politischen Leben zu finden gewohnt sind — in geklärten Anschauungen, in dem Enthusiasmus eines frei fühlenden, das Große und Allgemeine im Auge habenden Herzens, sondern in dem Eigensinn und Eigennutz eines festen, sich selbst zum Mittelpunkt habenden Egoisten. Er war ein Bürger, wie aus deutsch-mittelalterlichen Tagen her, wo man die Freiheit nicht um der Freiheit willen, sondern um seiner selbst willen liebte. Alles in Selbstsucht getaucht, aber anziehend, fesselnd, wie alles was aus Natur und Leidenschaft emporwächst. Dieser Gruppe von Gestalten gehörte Michel Prozen zu. Nichts von Idee und Prinzip, desto mehr von Charakter.

So war er von Jugend auf. Als 1806 ein französischer General im Gasthause seines Vaters wohnte, gab es Anstoß, daß unser Michel, damals halberwachsen, sich weigerte, die französischen Offiziere zu grüßen. Als Strafe ward ihm schließlich zudiktirt, bei Tische hinter dem Stuhl des Generals zu stehen und diesen zu bedienen. Er gehorchte, aber verharrte in seinem Trotz. Dreißig Jahre später führte derselbe Charakterzug, der darin bestand, keiner Grundempfindung seiner Seele, berechtigt oder nicht, je Saum und Zügel anzulegen, zu einem ähnlichen Zerwürfnis mit dem Ruppiner Offizierkorps, an dessen Spitze damals der durch Tapferkeit, Originalität und Anekdoten gleich berühmte Oberst v. Petery stand. Michel Prozen ließ dies Zerwürfnis fortbestehen trotz des materiellen Schadens, der ihm daraus erwuchs.

Er war ebenso populär wie er derb war. Und das will viel sagen. Die bloße Grobheit an sich vermag dies nicht zu wirken; ist sie aber, wie es bei Prozen der Fall war, entweder mit Humor und

Originalität, oder andererseits mit Mut und Gesinnung gepaart, so erobert sie allemal die Herzen. Mannigfach sind die Anekdoten, die über ihn im Schwange gehen. Kellstab, damals auf der Höhe seines Ruhmes, kam nach Ruppin, um seine Schwester zu besuchen. Er erschien zu Fuß und bat in Michel Prozens Gasthaus um ein Zimmer. „Mein Gasthof ist nicht für Leute mit Känzel und Regenschirm.“ Bei anderer Gelegenheit vor Gericht zitiert und in Gegenwart des Klägers zu zwei Taler Strafe verurteilt, weil er sich an diesem (einem Klempnergesellen) mit einer Ohrfeige vergriffen hatte, applizierte er demselben sofort eine zweite und zahlte vier Taler.

Ein Mann von solchem Gefüge war nicht nur in aller Mund, er gab auch den Ton an. Wenn über Nacht der erste Schnee gefallen war, stellte er sich am andern Morgen an die Ecke seines Gasthauses und weckte die Stadt durch das weithin schallende Knallen seiner Schlittenpeitsche. Dann dehnte sich der Ruppiner und sagte: „Nun ist Schlittenzeit.“ Aber noch ehe er den seinigen einspannen konnte, fuhr schon Michel Prozen mit Schneedecken und Schellengeläut durch die breiten Straßen der Stadt.

Ganz und gar eine deutsche Figur, in vielem ein Landsknechtshauptmann vom Wirbel bis zur Zeh, hatte er auch den tief im germanischen Wesen liegenden Zug zum Hasard. Wie unsere Urväter, von denen Tacitus erzählt, spielte er um all und jedes, nur das Ganze setzte er nicht ein, nicht Freiheit und Leben. Piquet und Whist en deux* zählten zu seinen Lieblingsbeschäftigungen, und wenn sein Gegner um den Einsatz verlegen war, ging es je nach Laune und Zahlungsmöglichkeit um Gänse und Kloster Holz.

Er war populär aber nicht eigentlich beliebt. Um beliebt zu sein, dazu war er zu gefürchtet; niemand war sicher vor ihm, Hand und Mund gleich schlagfertig. Dazu entbehrte er jener Freigebigkeit und Generosität, auf die hin die Schlagfertigkeit unter Umständen schon etwas sündigen kann. Gelegentlich war er gutmütig, aber seine Gutmütigkeit glich bloßen Anfällen, wie von Gicht oder Podagra. Wie alle Despoten war er launenhaft.

Die letzten Jahre seines Lebens söhnten mit manchem aus. Im März 1848 stand er fest zu König und Gesetz, auch später noch. Er hatte vom Spießbürgertum zu viel gesehen, als daß er sich von der

* zu zweit.

Herrschaft desselben eine „neue Ara“ hätte versprechen können. Er lachte und — war größer denn zuvor.

So kam der Dezember 1855. Eines Morgens lief es durch die Stadt: Michel Proß ist tot. Das halbe Ruppiner folgte seinem Sarge, und das ganze hat ihm in den beinahe zwanzig Jahren, die seitdem vergangen sind, ein Andenken bewahrt. Was verlebte, ist vergessen, was gefiel, ist in dankbarer Erinnerung geblieben. Er erinnert einerseits an Schadow, andererseits an Geist von Beeren, denn auch darin war er deutsch, speziell norddeutsch, daß sein ganzes Wesen mit Schabernack und Till-Eulenspiegelereien versetzt war.

Das Grabdenkmal, das ihm auf dem „alten Kirchhof“ errichtet wurde, gibt die einfachen Daten seiner Geburt und seines Todes.

Ein gutes Porträt von ihm befindet sich in Händen des Kaufmann Kunz.

9

Gustav Kühn

„Bei Gustav Kühn
In Neuruppin.“

In der Mitte der Stadt gegenüber dem Häuserviereck, drin Schinkel und Günther und auch der Held unsres letzten Kapitels Michel Proßen das Licht der Welt erblickten, erhebt sich ein kleines, nur drei Fenster breites Häuschen, dem ein neu aufgesetztes Stockwerk nur wenig zu gesteigertem Ansehn verholfen hat. Auf dem schmalen Hofe aber drängen sich die Hintergebäude, und jeder Zoll breit Erde ist benutzt. Hier erinnert die Beschränktheit und zu gleicher Zeit die ängstliche Ausnutzung des Raums an die Einrichtung und den Geschäftsbetrieb englischer Zeitungslokalitäten. Die Ähnlichkeit ist da, aber was sind die Londoner Blätter im Vergleich zu jenen bunten Blättern, die aus dieser kleinen Ruppiner Offizin hervorgehn? Was ist der Ruhm der Times gegen die zivilisatorische Aufgabe des „Ruppiner Bilderbogens“? Die Times, die sich mit Recht das „Weltblatt“ nennt, sie gleicht doch nur dem anglikanischen Geistlichen, dem hochkirchlichen Bischof, der an schmalen Küstenstrichen entlang in den großen, reichbevölkerten Städten unsrer Antipoden seine Wohnung aufschlägt und seines Amtes wartet. Der Gustav Kühnsche Bilderbogen aber ist der Herrnhutsche Missionar, der

überallhin vordringt, dessen Eifer mit der Gefahr wächst, der die eine Hälfte seines Lebens in den Rauchhütten der Grönländer und die andre Hälfte in den Schlammhütten der Fellahs verbringt. Chamisso erzählt in seiner „Reise um die Welt“, daß er nach selbstgemachter Erfahrung Kokebue für den verbreitetsten Schriftsteller halten müsse, denn er sei (wohlbemerkt schon 1818) auf der Insel Tahiti einem Bande Kokebuescher Komödien begegnet. Aber was will das alles sagen gegen die Verbreitung jener farbenbunten Bogen, die mit der wohlbekanntem Notiz „bei Gustav Kühn in Neuruppin“ über die Welt flattern. Gebiete, die Barth und Overweg, die Richardson und Livingstone erst aufgeschlossen — der Kühnsche Bilderbogen war ihnen vorausgeeilt und hatte von einer Welt da draußen erzählt. Er flieht die Gegenden, drin der Kupferstich und das Obbild vorwalten, aber wo die Glaskoralle und der Zahlpfenning ein staunendes Ach und die Begierde hervorrufen, in den engeren und weiteren Bezirken des Königs von Dahomey — da ist er zu Haus. Den Maranon und den Orinoko aufwärts, wo die Kolibris wie Blüten und die Blüten wie Schmetterlinge sich schaukeln, dort, wo alles Glanz und Farbe ist, tritt er kühn und siegreich auf und stellt die Kolorierkunst seiner Schablone — die unangefochten von den neuen Gesetzen der Farbenzusammenstellung ihre ehrwürdigen Traditionen fortsetzt — siegreich in die Zauber der Tropennatur hinein. Auf den Inseln der schottischen Westküste war es mir selbst vergönnt, diese Landsleute, diese Boten aus der engeren Heimat zu begrüßen. Die Wunder der Fingalshöhle, die Gestalt König Fingals selbst, die wie ein Nebelphantom auf der öden Klippe von Morven stand, war nicht mächtig genug gewesen, diese Sendboten abzuhalten; sie waren eingezogen in die Hütten der Macleans und Macdonalds.

Lange bevor die erste „Illustrierte Zeitung“ in die Welt ging, illustrierte der Kühnsche Bilderbogen die Tagesgeschichte, und was die Hauptsache war, die Illustration hinkte nicht langsam nach, sondern folgte den Ereignissen auf dem Fuße. Kaum daß die Tranchéen vor Antwerpen eröffnet waren, so flogen in den Druck- und Kolorierstuben zu Neuruppin die Bomben und Granaten durch die Luft; kaum war Paskewitsch in Warschau eingezogen, so breitete sich das Schlachtfeld von Ostrolenka mit grünen Uniformen und polnischen Pelzmützen vor dem erstaunten Blick der Menge aus;

und tief sind meinem Gedächtnis die Dänen eingeprägt, die in zinnoberroten Röcken vor dem Dannewerk lagen, während die preussischen Garden in Blau auf Schleswig und Schloß Gottorp losrückten. Dinge, die keines Menschen Auge gesehen, die Zeichner und Koloristen zu Neuruppin haben Einblick gehabt in alles, und der „Birkenhead“, der in Flammen unterging, der „Präsident“, der zwischen Eisbergen zertrümmerte, das Auge der Kunst hat darüber gewacht. Andre ähnliche Unternehmungen sind seitdem ins Dasein getreten, der Münchner Bilderbogen hat seine Reise um die Welt gemacht, Winkelmann und Söhne haben durch zahlreiche Abbildungen von Stauffacher, Franz Moor und der Jungfrau von Orleans der dramatischen Kunst die Schleppe getragen, aber was immer ihre Erfolge gewesen sein mögen, sie haben sich schlechter auf den Geschmack des großen Publikums verstanden und haben die rechte Stunde mehr denn einmal versäumt. Da liegt es. In jedem Augenblick klar zu erkennen, was oben aufschwimmt, was das eigentlichste Tagesinteresse bildet, das war unausgesetzt und durch viele Jahrzehnte hin Prinzip und Aufgabe in der Ruppiner Offizin. Und diese Aufgabe ist glänzend von ihr gelöst worden, so glänzend, daß ich Personen mit sichtlichem Interesse vor diesen Bildern habe verweilen sehn, die vor der künstlerischen Leistung, wenn dieselbe als solche an sie herangetreten wäre, einen unaffektierten Schauer empfunden haben würden; aber die Macht des Stoffes bewährte sich siegreich an ihnen, und sie zählten (wie ich) mit leiser Befriedigung die Leichen der gefallenen Dänen, ohne sich in ihrem künstlerischen Gewissen irgendwie bedrückt zu fühlen.

Die Frage ist aufgeworfen worden nach dem Recht dieser Bilder, ob sie nicht den Geschmack verwilderten, anstatt ihn zu bilden. Es ist auch wohl hinzugesetzt worden, daß Leistungen der Art in künstlerisch gesegneten Zeiten und bei feiner gearteten Völkern eine bare Unmöglichkeit wären. Mag sein. Nach der künstlerischen Seite hin ist man unbedenklich gezwungen, diese Dinge jedem beliebigen Angriff preiszugeben, aber sie haben eine andre, nicht minder wichtige Seite. Sie sind der dünne Faden, durch den weite Strecken unsrer eignen Heimat, litauische Dörfer und masurische Hütten und Weiler mit der Welt da draußen zusammenhängen. Die letzten zwanzig Jahre mit ihrem rasch entwickelten Zeitungswesen, mit ihrer ins Unglaubliche gesteigerten Kommunikation, haben darin

freilich viel geändert, aber noch immer gibt es abgelegene Sumpf- und Heideplätze, die von Delhi und Rahnpur, von Magenta und Solferino nichts wissen würden, wenn nicht der Kühnsche Bilderbogen die Vermittlung übernähme. Seine Uhr ist noch nicht abgelaufen, und das schmale Haus in der Ruppiner Friedrich-Wilhelm-Straße hat noch immer seine Bedeutung.

10

„Civibus aevi futuri“

Es trägt Verstand und rechter Sinn
Mit wenig Kunst sich selber vor. Faust

Stoß deinen Scheit drei Spannen in den Sand,
Gesteine siehst du aus dem Schnitte ragen,
Es ist, als habe hier, am Torfmoor hin,
Natur die Trödelbude aufgeschlagen.

Annette von Droste-Hülshoff

Unter den wenigstens durch Ausdehnung hervorragenden Gebäuden der Stadt nimmt das Gymnasium mit den ersten Rang ein. Es wurde nach dem Brande von 1787 auf einem Plage, der für wenigstens drei Kölner Dome ausreichend gewesen wäre, errichtet und empfing die Inschrift, die ich diesem Kapitel vorgesezt habe: Civibus aevi futuri*.

Die Ruppiner lateinische Schule zählt zu den ältesten der Mark, und vor etwa einem Jahrzehnt (1865) konnte bereits das 500-jährige Bestehen dieser Alma mater** gefeiert werden. Festgedichte in erheblicher Strophenanzahl erschienen, die das Wachsen der Schule von Jahrhundert zu Jahrhundert begleiteten und dem Ruppiner Bürger, namentlich des Reformationszeitalters, das ehrende Zeugnis ausstellten, daß er „durch Beifall, Lob und reiche Spenden die herzubrückenden Jünger des Wissens tatenstark gemacht“ und das Ansehen der Schule durch ganz Brandenburg hin begründet habe:

„Der Schule Ruf hallt durch die ganze Mark.“

So war es im 16. Jahrhundert und — so war es auch im 19. noch. Nur der Ruf, „der immer noch durch die Marken hallte“,

* Den Bürgern eines künftigen Geschlechts. ** Pflegstätte der Wissenschaft.

war mittlerweile ein anderer geworden. Wohl war die Anstalt ein Wissensquell geblieben, aber was vorzugsweise, wenigstens in den Tagen meiner eigenen Jugend, ihren märkischen Ruf begründete, war doch weitaus der Umstand, daß diese Ruppiner Wissensquelle auch zugleich eine besondere Trostesquelle war. Hier hatte der „Wilde“ sein Refugium, hier fühlte der am bekannten Klippenstrand Gescheiterte wieder Hoffnung und sah das Rettungsboot vom Lande stoßen. Mancher dem Untergehen nahe ist hier durch liebevoll zugeworfene Schwimmgürtel sich und dem Leben erhalten geblieben. Gott sei Dank, so füge ich hinzu, und zwar aus einer ausgesprochenen Vorliebe heraus, die ich für alle diese Anstalten „von der milderen Observanz“ hege. Sie sind ein notwendiger Ausgleich für den andernorts geübten Rigorismus; denn ich perhorresziere den Satz, und werde ihn bis zum letzten Lebenshauch bekämpfen, daß der Normalabiturient oder überhaupt der durch sieben Examina gegangene Mensch die Blüte unseres Geschlechts repräsentiere. Das Beste, was wir haben, ist ohne diese vorgängigen Proben geleistet worden. Seid gepriesen ihr Schlupflöcher, wo eine untrainierte Menschenseele noch Chancen hat, sich durchwinden zu können.

Die bei Gelegenheit der Jubelfeier (1865) erschienenen „Annalen“ ermöglichen uns einen historischen Überblick, den wir aber nicht allzuweit rückwärts ausdehnen. Vor etwa 100 Jahren erlangte die Schule unter dem Doppelrektorate von Lieberkühn und Stuve eine Art europäische Berühmtheit. Beide — Anhänger der Schule Basedows — leisteten Bedeutendes in Erweckung eines frischen Geistes in der Jugend und „die mit Vorliebe gepflogene Anthropologie erzeugte eine praktische Diätetik, die viele Schüler, selbst in den Häusern ihrer andersdenkenden Eltern, dazu bestimmte, freiwillig allem Luxus und aller Verwöhnung, so beispielsweise dem Kaffee, dem Bier und Wein zu entsagen. Sie tranken Wasser, schliefen und badeten kalt und gefielen sich in jeglicher Abhärtung des Körpers“.

Aber dies alles war nur Episode. Die Lieberkühn-Stuvesche Herrschaft währte nur wenige Jahre von 1777 bis 1786; ein Jahr darauf brannten Stadt und Schule nieder, und als 1791 unser jetziges „Civibus aevi futuri“ aus der Asche erstand, rückten neue Prinzipien und neue Prinzipien in das Gymnasium ein.

Während des ersten Drittels dieses Jahrhunderts regierte Thormeyer, der Schulmonarch wie er im Buche steht. Ich habe selbst noch bei meiner Aufnahme in das Gymnasium ein Cornelius-Nepos-Kapitel unter seinen Augen und noch mehr unter seinen Nüstern überseht, und was Thackeray in seinem *Vanity Fair** erzählt, „daß ihm immer noch von Zeit zu Zeit Mr. Birch in seinen Träumen erscheine“, das kann ich auch von meinen Beziehungen zum alten Thormeyer sagen. Es war eine Kolossalfigur mit Löwenkopf und Löwenstimme, lauter Schreckensattribute, die dadurch wahrlich nicht an Macht verloren, daß man sich schauernd erzählte, „er sei überhaupt nur von Stendal nach Ruppin versetzt worden, weil er sich an ersterem Ort an seinem Ephorus hart vergriffen habe“. Das Wort „vergriffen“ hatte für meine zwölfjährige Knabenphantasie etwas ganz besonders Schauerliches.

Ich muß bei diesem Manne noch einen Augenblick verweilen, weil sich mir, um das Modewort zu gebrauchen, einige „kulturbistorische Bemerkungen“ dabei aufdrängen und sich an einer Erscheinung, wie die seinige, die gerade noch bis in die neue Zeit hineinragte, der außerordentliche Unterschied zwischen jetzt und damals vorzüglich studieren läßt. Wird alles Gewicht auf das Autoritative gelegt — und ich räume ein, daß dasselbe ein nicht zu unterschätzendes Element in Sachen der Erziehung bildet — so haben wir seitdem offenbare Rückschritte gemacht; soll aber von gesundem Sinn, von Schönheit und jener hohen Freiheit die Rede sein, die doch bei allem Lernen und Wissen immer die Hauptsache bleibt, und ohne die die ganze Bekanntschaft mit Plato keine Viertelmeße Kirschen wert ist, so haben wir nicht nur Fortschritte gemacht, sondern es existiert überhaupt gar keine Verbindung mehr zwischen damals und heut. Thormeyer galt als ein geistreicher Mann. Möglich, daß er es auf seine Weise gewesen ist, aber diese Weise ist derart, daß uns Nachgeborene alles nur wie Bombast oder ein hochgestelzter Galimathias berührt. Ein paar Beispiele: „Was für positive und negative Beschlüsse ein Schuldirektor zu fassen hat, hängt nicht von ihm und a priori** ab — da weder das Dasein Friedrichs des Großen noch dessen Siebenjähriger Krieg sich a priori beweisen läßt —, sondern es hängt von dem Besonderen der Zeit und des Ortes ab.“ Dieser Satz, der sich durch einen mindest kühn

* Markt der Eitelkeit. ** von vornherein.

gewählten Vergleich auszeichnet (denn zwischen der Vorwegbeurteilung eines kommenden Falles — für den eben Gesetze und Prinzipien da sind — und dem Vorwegbeweis eines noch in der Zukunft ruhenden Menschendaseins ist ein gewaltiger Unterschied), bietet nichtsdestoweniger nur einen Programmvorschmack dessen, was Thormeyer zu leisten imstande war. Voller haben wir ihn in seinen Büchern, so beispielsweise in seinem „Erbauungsbuch für studierende Jünglinge“. In diesem findet sich folgende Betrachtung über die Hände. „Die Hände sind an demjenigen Ort befestigt, wo sie alle ihre Geschäfte auf das geschickteste, beste und leichteste verrichten können. Denn hätten sie ihre Stellung hinten erhalten, so könnten ihnen bei der übrigen jetzigen Beschaffenheit des Leibes die Augen nicht zustatten kommen; befände sich aber die eine hinten und die andere vorn, so könnten sie einander nicht Hilfe leisten.“

So Thormeyer. Welche „Erbauung“ muß dem dürstenden Jüngling aus diesem Erbauungsbuche geflossen sein! Zu dem Behufe versenkte man sich in Anthropologie und Psychologie; das waren die Früchte, die am Baume höherer Erkenntnis wuchsen. Entsprechend dem allen war der Grad sittlicher Freiheit und stolzer Unabhängigkeit an dem Manne selbst; ein Donnerer in den Klassen, aber „devotest ersterbend“ jeder vorgesezten Behörde und ihren Trägern gegenüber, sie mochten sein wie sie wollten.

Thormeyer schied 1834 aus. Mit diesem Ausscheiden begannen andere, bessere Zustände; was am Ideal noch fehlen mochte, war zum Teil der Nachwirkung vorausgegangener Zeiten zuzuschreiben. Starke kam, von dem am Jubelfeste 1865 einer seiner Schüler Geheimer Rat von Quast sagen durfte: „Nie hat ein anderer Lehrer, auch von den berühmtesten keiner, ähnlich ergreifend und bestimmend auf mich eingewirkt.“ Dann folgte W. Schwarz, ein Mann von seltener organisatorischer Kraft, eine Autorität auf dem Gebiete märkischer Sage und Geschichte, dessen segensreichem Wirken die Anstalt unter anderm die Aufstellung und die Zugänglichmachung eines ihrer größten Schätze verdankt. Dieser Schatz ist: Das Zietenmuseum.

Das „Zietenmuseum“ entstand aus einer reichhaltigen Sammlung naturhistorischer, ethnographischer, namentlich aber vaterländischer Altertümer, die vom verstorbenen Grafen Zieten auf Wuz-

frau angelegt bereits Anfang der fünfziger Jahre infolge testamentlicher Verfügung an das Ruppiner Gymnasium übergegangen war. Die Verhältnisse gestatteten nicht gleich eine passliche Aufstellung; erst bei Gelegenheit der 500jährigen Jubelfeier ermöglichte sich eine solche, und zwar — vorzüglich gewählt — in der Aula des Gymnasiums. Dem Stifter zu Ehren erhielt die Sammlung den mehrerwähnten Namen: Zietenmuseum. Eben dieses, inzwischen durch mannigfache Schenkungen bereichert, gliedert sich in drei Abteilungen: 1. eine Bildergalerie; 2. ein ethnographisches und Naturalienkabinett und 3. eine Kollektion vaterländischer Altertümer. Über die zweite Abteilung geh ich hinweg. Nur über 1. und 3. einige Worte:

Die Porträtgalerie umfaßt die Bildnisse berühmter Männer aus Stadt und Land Ruppin, und zwar: des alten Zieten (Geschenk des Grafen von Zieten-Schwerin auf Wustrau), des Feldmarschalls von dem Knesebeck (Geschenk seines Sohnes, des Majors von dem Knesebeck auf Karwe), des Generalleutnants von Günther (Geschenk der Familie Ebell), des Generals von Wahlen-Zürgaß (Geschenk seines Großneffen, des Herrn Adalbert von Rohr), und endlich des berühmtesten Sohnes der Stadt Karl Friedrich Schinkel.

Die drei ersten, Zieten, Knesebeck, Günther, sind Brustbilder in Öl, lebensgroß; Wahlen-Zürgaß eine höchst vorzüglich in Blei und schwarzer Tusche ausgeführte Zeichnung; Schinkel Büste. Bei jeder Versammlung in der Aula sieht sich der Schüler von den Bildnissen derer umgeben, denen er nacheifern soll in Treue und Mut, in Wahrheit und Schönheit. Daß diese Vorbilder nicht Vorbilder überhaupt, sondern speziellste Heimatgenossen sind, steigert den Sporn, den sie geben und dadurch ihren Wert und ihre Bedeutung¹.

Die Sammlung vaterländischer Altertümer, in Schränken und Glaskästen aufbewahrt, umfaßt etwa zweihundert Nummern, wovon hundert auf das Stein-, hundert auf das Bronzezeitalter kommen.

Was die erstere Hälfte, also die dem Steinzeitalter zugehörigen Gegenstände angeht, so scheint mir die Bedeutung derselben nur eine durchschnittliche zu sein. Eine Ausnahme machen diejenigen Nummern — sechs an der Zahl — die unfertig gebliebene Waffen und Geräte, sämtlich aus Feuerstein, darstellen. Irgendeine Störung

¹ Gegenüber den Bildnissen der Generale befinden sich die Porträts der drei letzten Direktoren: Thormeyer, Starke, Schwarz.

hinderte den Werkmeister an der Vollendung dieser Dinge, die nun insoweit zu den allerinteressantesten Funden zählen, als sie uns in die Technik einweihen, die vor anderthalb Jahrtausenden oder länger geübt wurde.

Die hundert Nummern aus dem Bronzezeitalter weisen unter jenen Dutzenden von Framen und Paalstäben, von Harpunen und Lanzenspitzen, aus denen jede derartige Sammlung zu bestehen pflegt, einige Unika oder fast Unika auf, von denen zwei ein besonderes Interesse der Forscher in Anspruch genommen haben: 1. der sogenannte „Kommandostab“ und 2. der dreirädrige Thors- oder Odinswagen.

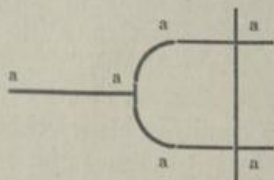
Der „Kommandostab“, den ich übrigens immer noch nicht absolut abgeneigt bin, für die Steitart eines Häuptlings zu halten, wenn er sich auch zu der gleichnamigen Waffe des Mittelalters wie ein Galanteriedegen zu einem Ritterschwerte verhalten mag — wurde 1848 auf der Feldmark von Trieplatz gefunden². Er hat etwa die Länge eines Arms, besteht aus purer Bronze und setzt sich aus Stiel, Beil und sechs kurzen Stacheln zusammen, von denen je drei zu

² Herr von Rohr auf Trieplatz, der herrschenden Ansicht sich anschließend, daß dieser „Kommandostab“ keine Waffe gewesen sei, schreibt mir darüber, wie namentlich auch über die Art der Auffindung, das folgende: „Die Talränder der Dosse treten an mehreren Stellen bedeutend zurück, wodurch Niederungen, Brüche gebildet werden. Diese — früher mit Espen, Eichen und Gestrüpp dicht bewachsen — dienten in Kriegszeiten als Schlupfwinkel. In den vierziger Jahren, nachdem ich zehn Jahre vorher das Gut übernommen hatte, begann ich damit, in dieser Niederung nach Torf graben zu lassen. Bei dieser Gelegenheit fanden meine Arbeiter sechs bis acht Fuß tief im schönsten Torf zwei bronzene Streitärte, zwei Armspangen von demselben Metall, zehn bis zwanzig Ellen Kupferdraht, vermoderte Baumstämme und Geweihe. Nach der Tiefe der Lage in dem vollkommen reifen Torf zu schließen müssen diese Gegenstände viele Jahrhunderte lang an dieser Stelle gelegen haben. Es erscheint mir klar, daß die Streitärte oder „Kommandostäbe“, wie man sie jetzt nennt, keine Waffen waren; ihre relative Gebrechlichkeit spricht dagegen. Sie wurden vielleicht von den Liktoren mit den Rutenbündeln den Kohorten vorgetragen, oder wie jetzt von den Führern als Feldmarschallsstab gebraucht. Den römischen Ursprung halte ich für unzweifelhaft, und die Auffindung hier spricht nicht dagegen. Die Römer haben sie hier freilich nicht hergebracht, aber die Deutschen selbst, entweder als Beute oder, zurückkehrend aus römischem Kriegsdienste, als Auszeichnung für das von ihnen Geleistete. Im Berliner Museum befinden sich noch einige solcher Kommandostäbe.

Seiten der Beilwandung stehen. Es ist eine Waffe von solcher Schönheit, zugleich von solcher Frische und Intaktheit der Erscheinung, daß man sie für eine drei oder höchstens fünf Jahrzehnte alte, eben erst vom feinsten Rost überflogene Arbeit eines modernen Meisters halten könnte.

Die Bedeutung dieses Stückes, das in verwandten Exemplaren vorkommen soll, liegt zumeist in seiner Schönheit. Anders verhält es sich mit dem zweiten Prachtstück der Sammlung, mit dem Odinswagen. Er galt jahrzehntelang für ein Unikum, und unter gewissen Einschränkungen, die ich in Nachstehendem hervorheben werde, ist er es auch geblieben.

Dieser bronzene Wagen wurde 1848 beim Frankfurt-Drossener Chausseebau ausgegraben und kam durch Kauf an den damals noch lebenden Grafen Zieten in Busstrau. Der Wagen, neun Zoll lang und viereinhalb Zoll hoch, besteht aus drei auf einer und derselben Achse gehenden Rädern und einer gabelförmigen Deichsel. Die Räder haben vier Speichen; die Deichselgabel, nach innen gekehrt, ruht auf der Achse des Wagens, der wie ein moderner Perambulator ein Stosswagen ist. Man könnte ihn auch, nur um die Gattung zu charakterisieren, mit einem dreirädrigen Schubkarren oder mit einem Pfluge vergleichen, der, statt von Pferden gezogen, lediglich durch die Kraft eines starken Pflügers gehandhabt wird. Form etwa so:



Was nun diesem ohnehin interessanten Gegenstande noch eine besondere Bedeutung leiht, sind die sechs Bögel, die auf Deichsel und Deichselgabel sitzen, und zwar auf den von mir mit a bezeichneten Stellen. Verschiedene Gelehrte auf dem Gebiete germanischer Altertumskunde: Jakob Grimm, Lisch, W. Schwarz, Kirchner, Rosenberg haben festzustellen gesucht, einmal, welcher Art diese Bögel seien, dann, welche Bedeutung sie haben möchten — sie sind aber, weder vor sich selbst noch untereinander zu einer Einigung darüber gelangt. Jakob Grimm, in einer Zuschrift an die Mecklenburgischen Jahrbücher, bezeichnet sie in erster Reihe als Gänse, in zweiter als Schwäne; Lisch hebt hervor, daß es möglicherweise Raben oder aber

Nachbildungen jener kleinen in Dänemark und Island vorkommenden Wasservögel seien, die dort den Namen Odens fugl, Odinsvögel führen. Ich meine, es können nur Gänse sein; noch größer ist die Ähnlichkeit mit jenen wilden Enten, die so oft in Scharen die nordischen Gewässer bedecken.

Der Wagen selbst, darin ist den Auslassungen Lischs nur zuzustimmen, kann unmöglich einem technischen Zweck gedient haben, er war also entweder Spielzeug oder Symbol. Das letztere ist das wahrscheinlichere. Kirchner vermutet in ihm einen Wagen Thors, der bei dem Kultus dieses Gottes in Priesterhand seine Verwendung fand; Lisch bezeichnet ihn als ein Symbol, beziehungsweise als ein Attribut Wodans oder Odins. Er hebt hervor: „Wir lesen nicht nur von den Wanderungen Odins, sondern auch von seinem Wagen, seinem Weg und Geleit.“

Diese Mitteilungen mögen hier genügen. Was immer auch die Meinung dieses Attributes war, der Wagen selbst, der wenigstens in dieser Ausrüstung einzig dasteht³, ist nicht nur ein Schatz für die Sammlung, sondern macht auch die Sammlung selbst wieder zu einem von der Wissenschaft zu beachtenden Gegenstande. Das größere Gewicht ist aber darauf zu legen, was die Schule selbst als geistiger Mittelpunkt einer ganz bestimmten Lokalität an anregender Bedeutung aus dieser Sammlung gewinnt. Denn genau so wie in der oben geschilderten Porträtgalerie liegt auch in dieser Kollektion von Altertümern etwas Anregendes darin, daß alles Beste und Eigenartigste, was die Sammlung bietet, entweder in dem immerhin engen Kreise der heimatischen Provinz oder gar in dem allerengsten der Grafschaft selbst gefunden ist. Eine Streitart, wie ich sie oben geschildert habe, ist allerorten interessant, aber sie

³ Es existiert noch (siehe den sechzehnten Band der Mecklenburgischen Jahrbücher) ein im Jahre 1843 zu Peckatel bei Schwerin, und zwar in einem Regelgrabe gefundener, ebenfalls aus Bronze gegossener Wagen. Dieser Wagen hat indessen zweimal zwei Räder und einen derartig geformten Langbaum zwischen den zwei Achsen der Vorder- und Hinterräder, daß man sieht, die Bestimmung des Wagens ging dahin, irgend etwas, vielleicht eine Bronzefase zu tragen. Man darf also den im Zietenmuseum befindlichen Wagen allerdings als ein Unikum ansehen, da er sich von dem in Peckatel gefundenen nach Form und vielleicht auch nach Bestimmung wesentlich unterscheidet. — Ein dritter bei Warin in Mecklenburg ausgegrabener Bronzewagen ist wieder verlorengegangen.

ist es doppelt und dreifach, wenn sie auf dem Acker meines Gutsnachbarn ausgegraben wurde. Genau dies ist es, was die sonst tote Landschaft, den Elsengrund und das Torfmoor belebt und auch in den ödesten Heidestrich eine Welt voll Leben zaubert. Ich habe dies an mir selbst erfahren. Das Lächeln über die mir in meinen jungen Jahren immer höchst fragwürdig erscheinenden Semnonen des Tacitus, die in der Mark und in Pommern saßen, habe ich erst verlernt, nachdem ich mich mit den Ausgrabungsschätzen bekannt gemacht habe, die die als so prosaisch angesehene Torferde herausgegeben hat.

Es ist selbstverständlich, daß sich Torf und Sand nicht eigensinnig darauf kapriziert haben, nur Reservoir und Aufbewahrungsstätte für alle Schätze aus den Zeiten Odins zu sein; auch Späteres ist in diesen Torfboden versenkt worden, und auch von diesem Späteren birgt die Ruppiner Sammlung einiges von Interesse. Nur zwei dieser Gegenstände seien erwähnt: ein Haken (zum Ziehen der Ackerfurche) von Eichenholz, und eine eiserne sogenannte Göß-Hand.

Der Haken von Eichenholz, 4 Fuß 5 Zoll lang, wurde bei Entwässerung eines drei Morgen großen Pfuhs in der Nähe des Dorfes Dabergoß gefunden. Der Boden bestand oben aus einer 3 bis 5 Fuß tiefen Torflage, dann Ton, dann Humus, dann Kalk, dann Kiesgrund. Zwischen der Kalk- und Kieslage, im ganzen etwa 10 Fuß tief unter der Oberfläche, wurde im November 1822 der Haken gefunden, einige Wochen später auch das noch fehlende Stück, das seinerzeit augenscheinlich die Stelle des Hakeneisens vertreten hatte, da es sich schaufelförmig und aus hartem Holze gearbeitet erwies. Welcher Zeit dieses primitive Ackergerät angehört, dürfte schwer festzustellen sein⁴.

Die Göß-Hand ist wohl mindestens ein halbes Jahrtausend jünger. Sie wurde im Februar 1836 bei der Schiffbarmachung des Rhin innerhalb der Stadt Altruppin dicht neben der langen Brücke

⁴ Ein Aufsatz in den „Märkischen Forschungen“ bezeichnet diesen Haken als uralt. Die Tiefe, in der er gefunden wurde, sowie drei steinerne Streitärte, die neben ihm lagen, scheinen ihn allerdings bis in die früheste Zeit zurückzudatieren; dennoch unterhalte ich Zweifel dagegen und möchte ihn nicht früher setzen als die späte Wendenzeit. Ein neuerdings erschienenes Buch: Andree, Wendische Wanderstudien, Stuttgart 1874, bestärkt mich in dieser Annahme. Es heißt darin S. 147: „Der Deutsche arbeitete mit einem schweren Pfluge, der Slave mit einem leichten Haken.“

gefunden. Diese eiserne Hand ist zum Festschnallen am linken Arm eingerichtet und hat, der Maschinerie nach, wahrscheinlich zur Führung des Zügels mit der Linken gedient. Der Rost hat an einzelnen Stellen das Innere offengelegt, und man sieht mit Hilfe dieser Öffnungen die kleinen Räder des Mechanismus, der sich in seiner Gesamtheit gut genug erhalten hat, um die gekrümmten und beweglichen Finger in jede beliebige Stellung bringen und in dieser fixieren zu können. Dies wird durch Schieben an einer Daumplatte und mittels zweier Knöpfe an der Handwurzel bewirkt.

Der letzte Gegenstand, über den ich berichten möchte, hängt verstaubt und verspinnwebt an einer Fensterwand und hat gleich wenig gemein mit dem Bronzewagen Odins, wie mit der eisernen Hand irgendeines märkischen Götz. Es ist dies eine Kokokoschöpfung, eine etwa 8 zu 4 Zoll große Zeichnung (Kupferstich), die folgende langatmige Unterschrift führt: „Berlins Menschenliebe kommt Ruppin in der Asche liegend zu Hülfe; — die Hoffnung zeigt ihr Den, der es wieder erheben wird, Engel des Himmels freuen sich dieser Wohlthaten. Den abgebrannten Ruppinern gewidmet von D. Chodowiecki.“

Eigentümlich wie diese Unterschrift, so das ganze Blatt. Die abgebrannte Ruppina liegt am Boden, der extravaganten Fülle ihrer Formen nach so unterstützungsbedürftig wie nur möglich. Nichtsdestoweniger erscheint Berolina, angetan mit Lorbeer und Mauerkrone, um der nackten, wenn auch freilich wohlkonservierten Schwester ihr Gabenfüllhorn entgegenzutragen. Es scheint indessen, daß Berolina als solche geschwanzt und erst das Erscheinen der Menschenliebe abgewartet hat, die nunmehr halb zuredend, halb tatsächlich drängend, die Zögernde vorwärts schiebt. Diese drei Figuren bilden die eine Gruppe, neben welche sich, gut miteinander verbunden, eine zweite Gruppe stellt. Die auf Wolken ruhende Hoffnung (in Wahrheit eine Pompadour, die sich auf Polstern streckt) zeigt auf die Porträtbüste Friedrich Wilhelms II., Palmen wachsen rätselhaft dazwischen, und zu Häupten schweben Engel, die in nächster verwandtschaftlicher Beziehung zu Amorin und Amoretten stehen.

Ein wunderliches Blatt: sinnreich, amüſant und von guter Technik; vor allem, was ich nicht gering anſchlage, kühn und naiv zugleich. Dennoch wirkt das Ganze nur komisch und stimmt weit mehr zum Lachen als zur Teilnahme. Eine merkwürdige Verschmelzung

von Genie und Philistrosität, von künstlerischer Freiheit und politischer Befangenheit. Im ganzen für mein Gefühl wenig erquicklich; mehr Karikatur als Kunst.

Chodowiecki gilt als ein Meister ersten Ranges; das Rokoko wird wieder Mode; zu drei Vierteln hat es sich bereits das Terrain erobert. Gut. Aber hart wäre es dennoch, wenn nach Schinkel wir wieder dahin kommen sollten, daß Verolina — die „Menschenliebe“ wie eine Stoflokomotive hinter sich — der nackt in Asche liegenden Ruppina ein Füllhorn in Gestalt einer Pfefferkuchentüte bringt.

11

Am Ball

Hier ist all mein Erdenleid
Wie ein trüber Duft zerflossen;
Süße Todesmüdigkeit
Hält die Seele hier umschlossen.
Lenau

Um die Stadt her, zwischen dem Rheinsberger und dem Tempeltor, zieht sich der „Ball“, ein Überrest mittelalterlicher Befestigung, jetzt die Promenade der Ruppiner, mit alten Eichen und jungem Nachwuchs dicht bestanden.

Die Septembersonne tut ihr Bestes, aber das Laub ist noch dicht genug, ihrem Zutritt zu wehren; ein Dämmer liegt auf den Steigen, nur hier und da ein lichter Streifen, auf dem die Blätter Schatten langsam hin und her tanzen, denn die Luft regt sich nur eben und bewegt nur leise die Wipfel der Bäume.

Ein Dämmer auf allen Steigen; aber nach rechts hin zwischen den Stämmen hindurch blüht und flimmert es, und wie ausgegossen liegt das Licht auf einem ummauerten Park, dessen eine Seite nahezu die Böschung des Walles berührt. In Septembertagen lockt es einen bereits aus dem Schatten ins Licht; die Pforte des Parkes steht weit auf, und an der sonnigsten Stelle Platz nehmend, saug' ich die Wärme ein, um das Frösteln loszuwerden, das mich auf meiner Ballpromenade beschlichen hatte.

Entzückend Bild! Aus dem Rasengrunde unmittelbar vor mir wachsen Fliederbüsche und Hagebuttensträucher auf, jene wildüberwuchert von eigenem Blattwerk, diese kahl und windzerfahren. In

diesem sonnigen Augenblick freilich hängen die roten Früchte still am Gezweig, und zwischen den Ästen spannen sich Spinnewebe aus und schillern in allen Farben des Regenbogens. Hinter dem Buschwerk die Mauer und dann Gemüsegärten, Dill und andere Dolden in langen Reihen, und dann Stoppelfelder weit, weit, und am Horizont ein duftiges Blau und in dem Blau die schwarze Schindelspitze einer Dorfkirche.

Der Blick schweift über die weite Fläche hin, aber er kehrt doch immer wieder in die nächste Nähe zurück und weilt auf dem Rasengrunde, der sich zwischen dem Glieder und den Hagebuttensträuchern zieht. Es ist ein Teppich, aber ein Teppich, der so eigentümlich in Falten liegt; die Erde wellt sich leise, als wären hier Beete und Steige gewesen, die nun der Rasen gemeinschaftlich unter seine Hand genommen hat. An einigen Stellen ein Zypressenstrauch, halb verwildert, halb eingegangen, und daneben ein Stück Stein, das aus den Grasbüschen eine Hand hoch aufragt. Nicht der Zufall warf es hierher. Erst kaum erkennbar, weil Moos es umkleidet, sehe ich jetzt die scharfe Kante eines behauenen Steins.

Was ist es? Wäre noch ein Zweifel, die in Weiden- und Eschengrün stehende zweite Hälfte dieses Parkes würde Gewißheit geben. Unter den Bäumen hin, halb nur in Blätterschatten geborgen, erheben sich die alten Wahrzeichen solcher Stätten: Urnen und Aschekrüge, Gitter und Grüste, abgestumpfte Säulen und rostige Kreuze. An den Kreuzen nur zweierlei deutlich erkennbar: der Schmetterling und die gesenkte Fackel. Beides halb erblindet, aber die sich neigende Sonne goldet beides wieder auf.

Sonntag ist's. Wie still, wie schön! Auch was die Stille stört, läßt den Augenblick nur um so schöner erscheinen. Über die Feldwege hin ziehen gepukte Menschen, die Kinder verlaufen sich in den Stoppelacker, die letzten Blumen zu pflücken, und von rechts her, wo ein Gasthaus unter Linden steht, klingen jetzt heitere Klänge zu mir herüber. Musik! Die Kinder auf dem Acker vor mir hören mit Blumenpflücken auf und drehen sich im Ringelreihen. Die Sonne glüht noch einmal auf, Sommerfäden ziehen, und ein gelbes Platanenblatt, nicht vom Winde, nur vom Herbst gelöst, fällt leis und langsam vor mich nieder.

Wie still, wie schön! Du „Park am Wall“, welche beneidenswerte Stätte, um zu ruhn.

